Feb. 2018

81 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

trügerisch echt

Scheinwelten Von Mars-Mission bis Reality-TV

China Challenge of elderly care after the One-Child-Era

Gaststudenten Deutschkenntnisse für kurz oder länger

DeBeukelaer FACTORY OUTLET

Schlaraffenland für „Krümelmonster“

Anzeige

Mit dem Bus ins FACTORY OUTLET!

Günstige Snacks gegen Prüfungsstress!

Die Busverbindung Mo.–Fr.:

Jena Busbahnhof ab: **13:05 / 13:55**
Kahla Abzweig Großpürschütz (direkt am Werk) an: **13:35 / 14:25**

Kahla Abzweig Großpürschütz (direkt am Werk) ab: **14:00 / 15:36**
Jena Busbahnhof an: **14:41 / 16:30**

10 % Gutschein

bei einem Einkauf ab 10 € Warenwert. Bitte VOR der Bezahlung vorlegen. Nur ein Gutschein pro Person. Für den Einkauf in unseren FACTORY OUTLETS, nur in haushaltsüblichen Mengen.

Gültig bis: 31.12.2017 KA I 08-17

DeBeukelaer FACTORY OUTLET Kahla: Im Camisch 1 · 07768 Kahla
Tel.: (036424) 80-2726 · **Öffnungszeiten:** Mo.–Fr. 9–18.30 Uhr
Sa. 9–14 Uhr · Erweiterte Samstagsöffnungszeiten finden Sie auf
www.debeukelaer.com/outlet

GRIESSON · DeBeukelaer seit 1870 · Prinzen Rolle · Würzener Feingebäck · Leicht & Cross

Anzeige

Kristall Sauna-Wellnesspark mit Soletherme Bad Klosterlausnitz

Jeden 1. Donnerstag im Monat ab 17 Uhr:

AFTER WORK CHILL OUT

FEIERABENDTARIF
ab 17 Uhr bis Thermenschluss **nur 18 €**

CHILL-OUT-KLÄNGE
Musik zum Entspannen

Entspannungsaufgüsse und Meditationen

+

COCKTAIL HAPPYHOUR

Kristall

... das Leben ist schön

Köstritzer Str. 16 • 07639 Bad Klosterlausnitz
Telefon (03 66 01) 598-0 • Fax (03 66 01) 598-33
www.kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de

Editorial

Was steckt hinter der Fassade? Dieser Frage widmet sich der französische Fotokünstler Zacharie Gaudrillot-Roy in seiner Bilderserie *Façades*, von der ein Motiv auf unserem Titelblatt zu sehen ist. Mit demselben Problem beschäftigen wir uns als Medienschaffende immer wieder: Was sehen wir? Was ist „echt“ und was „wahr“? Was können uns Täuschungen und Illusionen über unsere Welt vermitteln? Kann etwas, das gestellt oder nur gespielt ist, auch „echt“ sein?

Simulationen, also „falsche“, „nachgespielte“ Handlungsmuster und Situationen, sind in der Wissenschaft eine gängige Methode zur Erkenntnisgewinnung. Die Geophysikerin Christiane Heinicke hat an dem NASA-Projekt HI-SEAS teilgenommen. Ein Jahr lang stellte sie zusammen mit fünf anderen Crewmitgliedern auf dem hawaiianischen Vulkan Mauna Loa die Situation einer Mars-Mission nach. Dabei lag das Hauptaugenmerk nicht auf der technischen, sondern auf der zwischenmenschlichen Umsetzung: Könnten Menschen auf dem Mars über Monate hinweg auf engstem, reglementiertem Raum zusammenleben? Im Gespräch mit *unique* berichtet die 32-Jährige, wie die wissenschaftlich simulierte Mars-Mission ihr Stressmanagement und ihre Wahrnehmung der „echten“ Welt verändert hat (Seite 13).

Ebenfalls simuliert, aber bei Forschern eher von umstrittenem Nutzen, sind historische Reenactments, bei denen „Hobbyhistoriker“ unter anderem bedeutende historische Schlachten nachstellen. Als sinnlich greifbares Erleben von Geschichte und vor allem als Event sind diese Veranstaltungen sehr beliebt. Im Interview auf Seite 9 erklärt die Kulturwissenschaftlerin Juliane Tomann, welche Chancen und Grenzen Reenactments haben können.

Einen etwas anderen Ansatz verfolgen Teilnehmer bei „Live Action Role Plays“ (kurz: Larps): Hier finden sich Erwachsene aus ganz Europa zusammen, um eigene, fiktive Geschichten zu spielen und zu durchleben. Unsere Redakteurin hat am Nordic Larp *NEXUS-6* bei Paris teilgenommen (Seite 6), bei dem die Teilnehmer 24 Stunden lang Soldaten einer fiktiven Diktatur verkörpert haben. Nicht Spektakel, sondern das Nachempfinden des Lebens in einer Extremsituation stand im Vordergrund – und die oft unangenehme, aber sehr erkenntnisreiche Erforschung der eigenen „versteckten Potentiale“ in Sachen Gewalt, Rassismus und antisoziales Verhalten.

Kurz nach Sendebeginn Ende der 1990er stand das Fersehformat *Big Brother* wegen Voyeurismus und Sensationsgier in der Kritik, obwohl es den Zuschauern „mehr Authentizität“ versprach. In ihrem Gastbeitrag auf Seite 24 untersucht die Kunsthistorikerin Elisabeth Fritz, wie das „Echte“ im eigentlich hochgradig künstlichen Kontext der Medienproduktion nachgestellt wird: von den Anfängen mit Experimental- und Avantgardefilmen der 1930er bis 1960er Jahre bis zu Fernsehsendungen mit versteckter Kamera und den ersten Schritten in Richtung Reality-TV. Fiktive Realitäten gibt es aber natürlich nicht nur auf dem kleinen Bildschirm, sondern auch auf der großen Leinwand: Das Kino, das ist 24 mal die Wahrheit pro Sekunde – das vielzitierte Bonmot des Filmemachers Jean-Luc Godard lädt dazu ein zu erkunden, wie Kino ganz eigene Interpretationen des „wahren“ und „echten“ Lebens hervorgebracht hat und dabei auch das „echte“ Leben außerhalb des Lichtspielhauses hinterfragt. Über verliebte Träumer, obsessive Künstler, simulierte Parallelwelten und bedrohliche Untote lest ihr in unserer Rubrik „10 Filme“ auf Seite 26.

Was steckt also hinter dieser Seite? Wir laden euch herzlich dazu ein, dies blätternd zu erforschen und wünschen viel Spaß bei der Lektüre unserer 81. Ausgabe.

Eure Redaktion

I N H A L T

EinBlick

Emotionaler Extremsport
Liverollenspiel als Grenzerfahrung 6

***memorique:* Vergangenes erlebbar machen?**
Reenactment und populäre Geschichtskultur 9

Ungarn: eine Gesellschaft rückt nach rechts?
Ein Streifzug durch die Bars von Budapest 10

Mars auf Probe
Ein Jahr auf einer simulierten Mars-Mission 13

WeitBlick

Studying auf Deutsch
Internationale Studierende und die deutsche Sprache 16

Filial Piety in China Today
Caring for elderly people after the One-Child-Era 19

Donnerstags noch nichts vor?

deine Meinung sagen … recherchieren … neue Leute kennenlernen … layouten … eigenen Presseausweis bekommen … fotografieren … Rezensionsexemplare … interkulturelle Erfahrungen sammeln … lektorieren … eigene Artikel schreiben … Lebenslauf aufbessern … Interviews führen … deinen Horizont erweitern … heißblütig diskutieren

Komm' zur *unique*-Redaktionssitzung!
Immer um 18 Uhr im Haus auf der Mauer*.

* unser Büro ist in der Johannisstraße 26 im Erdgeschoss

LebensArt

***Rezension:* Auf den Spuren der eigenen Vergangenheit**
Birgit Weyhe zeichnet ihre Jugend in Afrika 21

More real
Kunst und Reality-TV: Wirklichkeiten vor der Kamera 24

Schein auf der Leinwand
10 Filme über alternative Welten 26

***Das fremde Gedicht*: Gustavo Adolfo Bécquers „Rima 64“**
Der Wegbereiter der spanischen Moderne 28

Sprachunterricht in Jena und Rom
Wie Kinder die Landessprache lernen 30

„Anne Frank hat sich aus dem Nichts eine ganze Welt geschaffen“
Übersetzerin Mirjam Pressler im Interview über das weltberühmte Tagebuch 32

***Kolumne:* Heimatliteratur von A bis Z**
Eine Literaturkritik des Telefonbuchs 33

WortArt

übrique
unique auf Reisen | Impressum | Bildnachweise 34

Emotionaler Extremsport

Beim Nordic Larp können Erwachsene jemand anderes sein und sich dabei mit Themen wie Totalitarismus auseinandersetzen. Ein Erfahrungsbericht aus einer fiktiven Welt.

von Lara

Der Raum hat keine Fenster, die Risse in den Wandfliesen sind schwarz vor Dreck. „I will give my life for the BLOC“ steht auf einem Poster, ein anderes zeigt eine Bombe mit der Aufschrift „our sacrifices“, die auf den Feind stürzt. In zwei Reihen stehen Soldaten stramm, die Faust aufs Herz gepresst. So stark zitternd, dass ich mich gegen die Wand stützen muss, lehne ich zwischen hervorstehenden Nägeln und singe. Früher mal war die „Glorious Anthem“ ein sowjetisches Kriegslied. Jetzt, mit neuem Text, ist sie die Hymne eines Staates, der sich soeben gegen mich gewandt hat. Außer Beten ist sie alles, was ich habe. Ich klammere mich an die Musik, als ob mir, wenn ich nur laut genug singe, nichts passieren kann und alles wieder wird wie vorher.

Ein paar Stunden später bin ich tot. Ich habe in der Zwischenzeit am Boden gelegen, eine Waffe an meiner Schläfe gespürt und einen Freund erschossen. Auch wenn alles davon gespielt war, war die physische Wirklichkeit der Fiktion so überwältigend, dass die Angst und Verzweiflung der letzten 24 Stunden real geworden sind. „Larp kann eine außergewöhnliche Erfahrung sein, emotional viel stärker als Filme oder Bücher“, beschreibt JC, Autor und Produzent des Live Action Role Play (kurz Larp) *NEXUS-6*, das ein Wochenende lang einen verlassenen Freizeitpark bei Paris in die Front eines aussichtslosen Krieges verwandelt hat. 24 Spieler aus ganz Europa und zahllose Helfer haben gemeinsam Geschichten der Soldaten des fiktiven Staates BLOC erzählt, die mit Hass und Softair-Waffen gegen einen weit überlegenen Gegner kämpfen. Doch was sie zerstört, ist nicht der äußere Feind, sondern der Wahnsinn eines übermächtigen Staates. „Totalitarismus hat mich schon immer fasziniert“, so JC, „und *NEXUS-6* ist im Grunde ein Larp über dieses Thema.“

Umstrittene Kunstform

Improvisationstheater ohne Publikum, eine erwachsene Version kindlicher Phantasiespiele, Pen & Paper-Rollenspiel physisch umgesetzt – Erklärungsversuche, was genau Larp eigentlich ist, gibt es fast so viele wie Genres und Formen. Nordic Larp, die ursprünglich von Skandinavien ausgehende Szene, als Teil derer sich auch *NEXUS-6* versteht, wird oft als Arthouse-Sparte des Liverollenspiels bezeichnet: Statt um reinen Spaß und Gewinnen geht es hier um Erfahrungen und partizipatives Erzählen; für einige ist Rollenspiel nicht nur ein Hobby, sondern eine Kunstform. „Larp ist ein machtvolles Ausdrucks- und Gestaltungsmittel“, findet auch JC. Die Stärke liegt darin, dass Geschichten sich nicht nach dem Plan eines Autors entwickeln, sondern spontan aus den Handlungen, Entscheidungen und Gefühlen der Charaktere heraus. Oft geht es in Nordic Larps um ernste Themen und die persönliche Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen. In den nordischen Ländern werden viele Liverollenspiele staatlich gefördert, in Dänemark sogar im Schulunterricht eingesetzt.

Außerhalb Nordeuropas hingegen ist Nordic Larp eine Nische in einer Nische: Wer hierzulande an Liverollenspiel denkt, hat meist das Klischee realitätsfremder, als Elfen und Orks verkleideter Nerds vor Augen, die sich zu Zwecken des Eskapismus Latexschwerter um die Pappohren schlagen. „Wir sind leider noch sehr weit von einer Situation entfernt, in der Larp

sozial akzeptiert ist“, meint JC. Seinen wirklichen Namen möchte er in diesem Artikel nicht genannt wissen – aus beruflichen Gründen: „Hier in Frankreich gilt Larp nicht als normale, gesunde Aktivität für einen verantwortungsbewussten Erwachsenen. In der ‚seriösen Branche‘, in der ich arbeite, würden viele Kollegen mich beruflich nicht mehr ernst nehmen.“ Trotzdem spielt und organisiert er seit vielen Jahren Rollenspiele, *NEXUS-6* ist sein erstes größeres Larp. In Courdimanche, etwa eine Autostunde außerhalb von Paris, hat er dazu eine eigene kleine Welt errichtet.

Vor etwa 30 Jahren war Mirapolis ein Themenpark. Heute sind alle Attraktionen fort, und was an Gebäuden übrig ist, haben Unkraut und Trümmer schon lange eingenommen. Als ich am Freitagnachmittag durch den Park laufe, bereits teilweise in meiner aus dem Second-Hand-Shop zusammenimprovisierten Uniform, kann ich mir durchaus vorstellen, in einem Kriegsgebiet zu sein. Auf den ersten Blick erscheint der BLOC als ein etwas platter Archetyp eines totalitären Staates: Komplett mit quasireligiösem Personenkult um den „Supreme Leader“, einer zu jeder Gelegenheit mit der Faust auf der Brust zu singenden Nationalhymne und dem Propagandablatt *OmniBLOC*, dessen Lektüre für jeden Bürger verpflichtend ist. Bald wird mir klar, dass das nur das Grundgerüst ist. Wie beim Lesen eines Buches ist jede Unterhaltung und jede Erinnerung an die Vergangenheit ein Stück world building, und als Spieler improvisieren wir eine Gesellschaft zusammen, die von Szene zu Szene an Schärfe und Glaubwürdigkeit gewinnt.

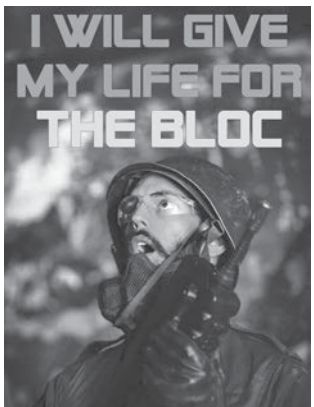
Mein Charakter Xyoni – meist „Soldat CD-K-776“ genannt – war vor dem Krieg Mechanikerin mit einem Freund und einer Zukunft. Seit zwei Jahren ist sie Kanonenfutter. Auch wenn die Handlung fast vollständig in der Hand der Spieler liegt, sind Figur und Ausgangssituation von den Organisatoren geschrieben. Für Xyoni beginnt *NEXUS-6* auf der Flucht. Nach Wochen der Kriegsgefangenschaft wird sie auf dem Außenposten ALPHA-14, wo sie für die Dauer ihrer kurzen Existenz noch stationiert sein wird, mit Misstrauen und einem harten Umfeld empfangen. Militärischer und ideologischer Druck durch die Offiziere und den politischen Kommissar trifft auf einen Mangel an medizinischer Versorgung, Nahrung und Personal. In den 24 Stunden ununterbrochener Spielzeit bekomme ich sechs Cracker zu essen und eine Stunde Schlaf. Für Fehltritte, für jedes unbedachte Wort gibt es Strafen: von Liegestützen über simulierte Schläge bis zu der allgegenwärtigen Gefahr, zum „Enemy of the People“ erklärt und ins Straflager geschickt zu werden – de facto ein Todesurteil.

Zu zweit in einem Kopf

Um in psychisch fordernden Szenen die Kontrolle zu behalten, existiert ein Netz an Sicherheitsmechanismen, die in Workshops vor Spielbeginn eingeübt werden: Mittels farbiger Markierungen an der Kleidung können Spieler ihre Grenzen signalisieren, ein System von Codewörtern erlaubt eine Anpassung der Spielintensität, und in einem designierten Off-Game-Bereich gibt es jederzeit reichlich Essen, einen Schlafplatz und Organisatoren zum Reden und Umarmen. „In einem Larp, das auf eine extreme Erfahrung abzielt, müssen die Teilnehmer sich selbst und andere fordern können, sowohl physisch als auch emotional“, erklärt Organisator JC. „Das ist nur dann ohne Gefahren möglich, wenn sie sich gegenseitig vertrauen und über Mittel verfügen, um die Intensität einer Szene zu kontrollieren.“

Bedenkt man, dass es kaum Regeln und keine Möglichkeit zu gewinnen gibt, bewegen sich Nordic Larps wie *NEXUS-6* in den Randbereichen dessen, was man Spiel nennen kann. Erfahrungen, die Gewalt, Unterdrückung und Rassismus thematisieren, machen keinen Spaß im klassischen Sinne. Der Reiz, den das Spielen extremer Situationen ausübt, liegt vielmehr in emotionalen Grenzerfahrungen: Intensive und kathartische Gefühle können einen Anstoß geben, sich zu hinterfragen und weiterzuentwickeln. „Vorzugeben, jemand anderes zu sein, kann einem Einsichten über sich selbst vermitteln, weil man immer etwas von sich selbst in den Charakter einbringt”, so JC. Manchmal gibt der Charakter auch etwas zurück: Wenn die Grenzen zwischen Spieler und Gespieltem verschwimmen, sprechen Larper von Bleed. Das kann bedeuten, im Charakter echte Tränen zu weinen oder sich in den Spieler seines in-game-Partners zu verlieben, aber auch einfach, sich zu erschrecken oder von einer starken Rolle Selbstbewusstsein zu lernen.

Solche Momente sind es, die eine wirkliche persönliche Auseinandersetzung mit den bespielten Themen erlauben. Immer wieder stelle ich mir die Frage, inwieweit ich für die Handlungen meiner Figur mitverantwortlich bin. Die Fiktion liefert ein starkes Alibi, das dem Charakter erlaubt, Dinge zu tun, die für den Spieler selbst undenkbar wären. Doch die Empathie mit dem Charakter konfrontiert den Spieler mit der eigenen Fähigkeit zur Grausamkeit: Xyoni tötet Menschen, um



Szenen aus NEXUS-6

zu überleben und denunziert andere, um nicht selbst in Schwierigkeiten zu geraten. Es ist, als teilen sich zwei Personen meinen Kopf, die zum Teil völlig widersprüchliche Vorstellungen von rationalen Handlungen oder von richtig und falsch haben. Der Perspektivenwechsel erlaubt einen neuen Blick auf unsere Entscheidungen: Im Alltag stecke ich in der Situation fest, im Rollenspiel hingegen kann ich handeln und gleichzeitig meine Handlungen aus Distanz reflektieren.

Dieser Effekt macht Larps zu starken Trägern für politische Botschaften. Es gibt Spiele, die die palästinensische Besatzungszone oder die AIDS-Epidemie der 80er Jahre thematisieren, Settings reichen vom Gefängnis über Flüchtlingslager bis zum Altersheim. Bücher brennen zu sehen oder mit knurrendem Magen in die Kamera des Propagandateams zu strahlen und dabei von gutem Essen im Übermaß zu schwärmen, verändert meinen Blick auf Probleme, die ich bislang aus intellektueller Distanz betrachtet habe. Ein besonders eindrückliches Beispiel in *NEXUS-6* ist das Thema Rassismus: Der BLOC ist unterteilt in Bürger der Central Districts (CD) und der Auxiliary Districts (AD), abfällig „Scrapers“ genannt, die von Seiten des Staates und der CD-Bewohner systematisch diskriminiert werden. In einem nach gesellschaftlicher Herkunft aufgeteilten Workshop sollen wir vor Spielbeginn üben, abfällig über ADs zu sprechen. Es fällt uns allen schwer. Fiktion hin oder her – es ist unangenehm, bewusst gegen ein so fundamentales Tabu zu verstoßen. Irgendwann äußert jemand: „They’re like shrimps: everything’s good but the head“. Alle müssen lachen, ich lache mit. Mitlachen ist einfacher.

Uneigene Gefühle

Nachdem das Spiel losgegangen ist, gewöhne ich mich schockierend schnell an die Vorurteile. Xyoni ist keine aktive Rassistin, aber sie sieht weg und urteilt nicht. Je länger ich sie bin, desto stärker denke und fühle ich als sie. Das Larp endet mit dem Befehl, unbewaffnet in kleinen Gruppen zum Parteihauptquartier zu kommen. In einer Kammer, über deren Verwendung die Blutflecken an der hinteren Wand wenig Zweifel lassen, werden die Charaktere befragt, die meisten von ihnen hingerichtet. Eine der Wachen schießt Xyoni ins Knie. Ich schreie auf und greife mir ans Bein, und obwohl ich natürlich keine Schmerzen spüre, ist es nicht mehr geschauspielert – nicht im engeren Sinne. Ich denke nicht nach, sondern reagiere intuitiv auf den fiktiven Schmerz. Nach Xyonis Tod hinke ich erst einmal ein paar Meter bis mir bewusst wird, dass mein Knie völlig in Ordnung ist. Kurze Zeit, eine lange Gruppenumarmung und sehr viel Pizza später sitze ich in einem Stuhlkreis und strenge mich an, das, was ich die letzten 24 Stunden erlebt habe, als fiktive Geschichte einer fremden Person aufzufassen. Das strukturierte Debriefing soll ermöglichen, mit dem als Charakter Erlebten abzuschließen, aber auch persönliche Erfahrungen auszutauschen. Mit meinen Mitspielern zu reden fühlt sich seltsam an: In den letzten Stunden haben diese Menschen mich getröstet, verraten und zusammengeschlagen. Jetzt frage ich sie nach ihren Namen – alle, die ich einigermaßen behalten hatte, sind mittlerweile mit denen der Charaktere überschrieben. Ich sitze zwischen Fremden und habe gleichzeitig das Gefühl, eine enge Beziehung zu ihnen zu haben.

Als ich Sonntagnachmittag durch Paris laufe, setzt die Erschöpfung ein. Adrenalin ist eine Droge: Potenziert durch Schlafmangel und Reizüberflutung kann es den Körper aufputschen und in einen Zustand versetzen, der Rauschmittel unnötig macht. Jedes Lied, das aus einem Café spielt, ja jedes rhythmische Geräusch, ist die „Glorious Anthem“, und im Rattern der Kofferrollen übers Kopfsteinpflaster höre ich Schüsse. Die Nacht verbringe ich im Bus. Ich bin so müde, dass es mir schwerfällt, einzuschlafen und so lausche ich den Gesprächen um mich herum. Auch wenn ich kein Wort Französisch verstehe, glaube ich, BLOC-Slogans herauszuhören. Als die Nacht fortschreitet, bleibt nur noch das monotone Geräusch der Räder, die über die Straße rattern – und darin, so leise, dass nur ich sie höre, die „Glorious Anthem“, die mich sanft in den Schlaf singt. Als ich aufwache, ist die Musik fort. Zurück bleiben Erinnerungen, die nicht meine eigenen sind. □

Außenposten ALPHA-14

Vergangenes erlebbar machen?

Hunderte Hobbyhistoriker stellen kostümiert und zum Anfassen historische Schlachten nach – und schaffen historisches Wissen. Reenactment als populäre Geschichtskultur.

***unique*: Frau Tomann, wie authentisch lassen sich vergangene Zeiten bei Reenactments überhaupt darstellen?**
Tomann: Historische Akkuratheit und Authentizität sind semantisch und auch praktisch schwierige Begriffe, und ich glaube das wissen alle, die reenacten. Als hehres Ziel werden sie immer angestrebt. In der materiellen Kultur, von Ausrüstungsgegenständen bis zur Unterwäsche, achten Reenactors häufig stark auf Authentizität. Was dann wirklich auf dem Schlachtfeld passiert, kann nicht authentisch sein, es muss immer am Erlebnis des Krieges und des Todes vorbeigehen. Das geht bis zu Diskussionen, wer denn stirbt und wie – niemand will sterben, sonst ist ja das Erlebnis relativ kurz. Deswegen muss im Vorfeld zwischen den gegnerischen Seiten oft abgestimmt werden, wer stirbt und wie lange diejenigen in der Sonne liegen müssen, bis das Reenactment vorbei ist. In manchen Fällen wird nicht mal der historische Ablauf dargestellt – damit die Gegenseite anreist, muss sie auch gewinnen dürfen, und so gewinnt bei Wochenendveranstaltungen manchmal am Samstag die eine und am Sonntag die andere Seite. Trotzdem wird niemand in der Szene vom Begriff der Authentizität abgehen, weil er als Marker für Reenactments und als Distinktionsmerkmal zwischen den Gruppen sehr wichtig ist. Ob das einer wissenschaftlichen Analyse standhält, sei dahingestellt.

Welche Rolle kann Reenactment für die Geschichtswissenschaften spielen?
Historiker sind immer noch sehr zurückhaltend, was die Zuständigkeit der historischen Wissenschaften für diese Art populärer Geschichtskultur angeht. Reenactors hingegen haben weniger Berührungsängste mit Wissenschaftlern, zumindest habe ich bei meinen Forschungen in den USA viel Kooperation und auch Wohlwollen zwischen den beiden Sphären beobachtet. Man kann Reenactments als eine Form der historischen Wissensproduktion verstehen, die zudem noch in der Lage ist, ein großes Publikum zu generieren und Interesse an historischen Ereignissen zu wecken. Somit rütteln sie an der Vorstellung, dass historisches Wissen allein von uns Wissenschaftlern produziert wird. Wichtig ist daher, dass ein Dialog zwischen beiden Formen der Wissensproduktion stattfindet.

Verändert Reenactment Geschichtsbilder in der Gesellschaft?
Ich glaube es hat einen sehr großen Einfluss, weil Geschichte multisensorisch vermittelt wird und Menschen auf eine ganz andere Art anspricht, als es ein Buch oder ein Vortrag kann. Der theatrale Charakter von Reenactments bezieht den Zuschauer auf einer ganz anderen Ebene mit ein, die nicht nur intellektuell ist, sondern auch spielerisch und haptisch. Das muss aber nicht immer positiv sein – es ist nicht konfliktfrei und nicht immer politisch korrekt. Zum Teil fehlt der Kontext, in dem historische Ereignisse stattgefunden haben, was zu einer verzerrten Darstellung führt.

Wie werden dabei die problematischen Seiten der Geschichte verarbeitet?
Bei den von mir in den USA untersuchten Reenactments werden die negativen Seiten oft eher marginalisiert. Wann immer ich angesprochen habe, wie mit Schwierigkeiten umgegangen wird – zum Beispiel, dass sich das Dorf gegen die nachgestellte Belagerung durch Washingtons Armee gewehrt hat – stand das nicht im Vordergrund. Reenactments können dazu führen, dass nur unvollständige, ausschnitthafte und unreflektierte Geschichtsbilder entstehen, die den Kontext nicht betrachten – in seltenen Fällen kann das in populistischer Hinsicht genutzt werden.

Kennen Sie auch Gegenbeispiele, die gezielt Versöhnung und Aufarbeitung anstreben?
Mir sind keine Beispiele aus Europa bekannt. Der Zusammenhang zwischen Reenactment und der Aufarbeitung von Trauma ist aus der Psychologie geläufig. Ein klassisches Schlachten-Reenactment ist aber sicher nicht der geeignete Weg zur Aufarbeitung und Versöhnung nach Konflikten. Wenn ein Bürgerkrieg gerade vorbei ist, wird keiner sagen: Das reenacten wir jetzt. Dazu braucht es geschützte Räume – ganz andere Settings als das, was hier abläuft, wenn Jena-Auerstedt reenactet wird.

Frau Tomann, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Lara.

Das komplette Interview findet ihr demnächst auf unique-online.de

Juliane Tomann

ist promovierte Kulturwissenschaftlerin und Mitarbeiterin am Imre Kertész Kolleg Jena. Derzeit arbeitet sie als Mitherausgeberin an einem Sammelband über Reenactments auf der ganzen Welt.

Ungarn: Eine Gesellschaft rückt nach rechts?

Auf einem Streifzug durch die urigen Bars von Budapest lernt unser Redakteur die ungarische Gesellschaft kennen: Ein Land zwischen Besinnung auf nationalkonservative Werte und dem Streben nach Wohlstand und Weltoffenheit.

von Dennis

Am besten lernt man eine große Stadt durch die öffentlichen Verkehrsmittel kennen. So auch Budapest: Aus dem Straßenbahnfenster reihen sich altehrwürdige Prachtbauten aneinander und ragen bis zum Stadtrand über sanfte Hänge in die Höhe. Wenn man über die Donau schaut, fällt das prunkvolle Parlamentsgebäude ins Auge. Das, was sich darin derzeit abspielt, hat auch viel mit einem Rückschritt in die Vergangenheit zu tun.

Im Café Alap, mitten in der belebten Innenstadt Budapests, lerne ich Ira* kennen. Im Café läuft ungarische Musik. Die Ungarn sind sehr stolz auf ihre Musik, auf Frank Liszt oder auch Béla Bartók, die in ganz Europa und darüber hinaus gehört werden. Solche Musik läuft auch hier. Ira erkennt die Interpreten sofort; sie ist mit klassischer Musik aufgewachsen. Zudem zeigt sie mir einen Gedichtband des großen revolutionären Dichters Sándor Petőfi. Mit den ungarischen Original-Texten versucht sie unter anderem die Sprache zu lernen.

Ira ist Deutsche und studiert in Budapest. Ihre Eltern stammen aus der ehemaligen DDR und flohen im Sommer 1989 von dort über Ungarn nach Westdeutschland: Die Sperranlagen wurden dort bereits im Mai 1989 abgebaut. Damals war sie zwar noch nicht geboren, aber die Erzählungen ihrer Eltern hatten in ihr eine immense Faszination für das Land Ungarn ausgelöst. Am 23. Oktober 1989, dem Jahrestag des blutig niedergeschlagenen Volksaufstandes von 1956, wurde die Republik Ungarn ausgerufen.

Gerade aufgrund der ungarischen Freiheitskämpfe sei es erschreckend, so Ira, dass nach dem EU-Beitritt Orbáns rückwärtsgewandte Politik auf so viel Rückhalt in der Bevölkerung stößt. Sie vermutet, dass die Bürger dieses Einparteienstaates nach dem Fall des Eisernen Vorhangs statt ein neues Selbstbild zu konstruieren lieber die Flucht in den alten Nationalstaatsgedanken suchten. „Die Politiker suchen Legitimation durch nationale Symbolik“, meint Ira. Als konservativ, wie die Regierungspartei sich deklariert, sei sie jedoch nicht mehr zu bezeichnen, weil sie sich eindeutig zu wenig von rechten Kräften abgrenzt.

Orbán gegen Soros

Wir entschließen uns, zusammen in das Szimpla Kert weiter zu ziehen, eine der bekanntesten Bars Budapests mit internationalem Flair. Es lassen sich im Stimmengewirr mehrere Sprachen ausmachen, vornehmlich Englisch und osteuropäische Sprachen, aber ebenso Russisch, Französisch und zu einem großen Teil natürlich auch Deutsch. In Budapest sind Kneipen in Ruinen gerade en vogue. Das Szimpla Kert war früher mal eine Ofenfabrik und zur Zeit des Kommunismus eine Fabrik für Schulschränke. Hier treffen wir Freunde von Ira, die an einer anderen Uni studieren, einer der internationalsten Universitäten in ganz Europa: Die Central European University, die ihren Sitz ursprünglich in New York hat, aber auch in Budapest lizensiert ist, wurde vom Milliardär George Soros gegründet. Die Intention war es, nach Zusammenbruch des kommunistischen Systems eine offene und demokratische Gesellschaft zu fördern. Die Studierenden, mit denen ich ins Gespräch komme, stammen aus Deutschland, Polen, den Niederlanden, Spanien, und Venezuela. Ihre Gründe, nach Budapest zu gehen, sind unterschiedlich: von dem Wunsch Osteuropa zu sehen bis zu einer Faszination für die kommunistische Vergangenheit und die vielen Freiheitskämpfe Ungarns.

Die Gespräche unter den Studenten drehen sich immer noch um Maßnahmen der ungarischen Regierung gegen die Universität im Sommer 2017. Die Regierung wollte seinerzeit ein neues Hochschulgesetz verabschieden. Ihr Gesetzesentwurf wird als direkter Versuch angesehen, die Universität des Orbán-Kritikers Soros aus Budapest zu verbannen. Mehr als 900 Akademiker aus aller Welt unterzeichneten daraufhin einen Protestbrief, der sich direkt gegen die repressiven Maßnahmen richtete. Die EU-Kommission leitete dann ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Ungarn ein, da das neue Gesetz gegen Grundfreiheiten des Binnenmarktes verstoße, indem es den freien Zugang zu Bildungsressourcen missachte. War das darauffolgende Einlenken Orbáns für die Universität und ihre Studierenden auch ein kurzes Durchatmen, ist es für die Studierenden keinerlei Anzeichen dafür, dass die ungarische Regierung von ihrem Kurs zur Besinnung aufs Nationalstaatsdenken abweichen würde. Nach wie vor sei die Bedrohung für das Fortbestehen der internationalen Uni-

Anzeige

Raumfahrer gesucht.

Von Jena zum Mars.

Believe in your dreams: Unterstützen Sie unser Team. Bewerben Sie sich unter
www.jena-optronik.de/raumfahrergesucht.html

Anzeige

Kristall Sauna-Wellnesspark mit Soletherme Bad Klosterlausnitz

MAGISCHE VOLL-MOND ABENDE

31.01.18
02.03.18
31.03.18

je ab 19 Uhr

Ein Abend voller Magie, Romantik und Wohlbefinden erwartet Sie. Begleiten Sie uns bei zauberhaften Aufgüssen, wundervoller Aqua-Wellness und magischen Zeremonien! Wir schaffen ein wundervolles Ambiente aus Wärme, Düften sowie Kerzenschein, so dass Sie Ruhe und Erholung in vollen Zügen mit der Wirkung des vollen Mondes genießen können.

Kristall

... das Leben ist schön

Köstritzer Str. 16 • 07639 Bad Klosterlausnitz
Telefon (03 66 01) 598-0 • Fax (03 66 01) 598-33
www.kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de

versität sehr hoch und sie fürchten weitere Schikanen der Regierung.

Rechte Kräfte in der Mitte der Gesellschaft

Ira findet es traurig, dass gerade in dem Land, in dem der Umbruch 1989/90 so friedlich abgelaufen ist, zusehends eine nationalistische Radikalisierung stattfindet. Sie redet sich in Rage über die Menschen im westlichen Europa: Die Unterwanderung der Demokratie werde dadurch erleichtert, dass der westliche Part der EU sich in seinen liberalen Grundwerten einlulle und dabei die Probleme zusehends vernachlässige, die der Übergang der ex-kommunistischen Systeme in marktwirtschaftliche Demokratien mit sich brachte. Die einzige Reaktion der Europäischen Union sei die Androhung von Sanktionen, ansonsten könne die rechtsgerichtete Regierung hier ungehindert machen, was sie wolle, auch wenn dies sich eindeutig gegen das europäische Recht richten würde. Von rechten Bewegungen in anderen Teilen Europas wie in Frankreich oder Großbritannien zeige man sich offensichtlich betroffen; wenn es jedoch um rechte Bewegungen in Osteuropa geht, so reagierten sogar die Intellektuellen mit ungewöhnlichem Desinteresse und Lethargie.

Die anderen Studierenden sagen, das gesellschaftliche Problem mit den rechten gesellschaftlichen Kräften sei, dass es einerseits eine Forderung aus der Gesellschaft nach derartigen Programmen gebe und anderseits eine Akzeptanz für solche Inhalte in der Gesellschaft vorhanden sei. Gerade dadurch, dass rechte Kräfte sich in der Mitte der Gesellschaft etabliert haben, ist die Gesellschaft nun offen und tolerant für die Unterdrückung der Opposition, wenn die Legitimierung sich daraus ergibt, dass ein möglicher Angriff auf die Kultur Ungarns erfolgen könnte.

Nachdem die Gruppe sich aufgelöst hat, fahren wir mit der U-Bahn, die in ihrem rustikalen Look auch noch immer aus kommunistischen Zeiten stammen könnte, in das Viertel, in dem Ira zurzeit wohnt. In einer Bar im Arbeiterviertel Angyalföld im Norden von Pest, in der das studentische Publikum deutlich abgeebbt ist, komme ich im Verlauf des Abends ins Gespräch mit Miklós, einem gebürtigen Ungarn. Deutlich, aber dabei keineswegs unfreundlich, erklärt er mir seine Sicht der Dinge: Er gibt sich als Anhänger der Regierungspartei zu erkennen und sagt, er stimme mit deren Ansichten zur Flüchtlingspolitik zumindest weitestgehend überein. Man habe bereits das Problem, dass es schwer sei, die Roma zu integrieren, sagt er. „Wie soll man also noch die ganzen Flüchtlinge, die herkommen, integrieren?“ Natürlich sei man gastfreundlich, aber eben auch realistisch. Von daher findet er die unbedingten Vorkehrungen zur Sicherung der Grenze zu Serbien, wo die sogenannte Balkanroute verläuft, auch richtig. Eine gewisse Ordnung in Europa müsse ja schließlich auch sein. Es sei wichtig, dass Ungarn sich auf seine Wurzeln sowie seine Traditionen und Werte besinnt. Das Ungarntum und die Nationalkultur seien elementarer Bestandteil des ungarischen Selbstverständnisses und dies müsse man auch in Europa akzeptieren. Angesprochen auf die Kontroverse um die Central European University sagt er, dies sei überhaupt nicht seine Welt, da er Arbeiter sei. Angesprochen auf den vermuteten Grund für Orbáns Vorgehen sagt er, „solchen amerikanischen Oligarchen“ wie Universitätsgründer Soros sei nicht zu trauen.

Mit gemischten Gefühlen verlasse ich die Bar. Es war ein gutes Gespräch auf Augenhöhe. Andererseits verbietet es mein moralisches Empfinden mir, mit diesen Inhalten übereinzustimmen. Ich möchte mir aber dennoch das Urteil erlauben, dass man trotz ideologischer Verbohrtheit mit vielen Anhängern rechtspopulistischer Parteien immer noch das Gespräch suchen kann und dies auch tun sollte. □

** Name geändert*

Im April 2017 gingen Menschen in Budapest für wissenschaftliche Freiheit und den Erhalt der CEU auf die Straße.

Mars auf Probe

12 Monate lang lebten sechs Forscher auf einem hawaiianischen Vulkan, um das Leben auf dem Mars zu simulieren. Die Teilnehmerin Christiane Heinicke spricht über psychische Belastung, Gruppendynamik und das Fernweh nach der Rückkehr.

***unique*: Frau Heinicke, was war Ihre persönliche Motivation, ein Jahr auf dem simulierten Mars zu verbringen?**
Heinicke: Neugier! Ich wollte einfach wissen, wie es ist, mit wenigen anderen Menschen auf engem Raum isoliert zu sein. Ich hatte vorher schon ein wenig Kontakt mit dem Leben auf dem Mars: Im Rahmen des Auswahlprozesses für ein einjähriges Projekt in der Arktis habe ich mit fünf anderen – darunter auch zwei meiner späteren HI-SEAS Crewmitglieder – auf einer Station in Utah, der Mars Desert Research Station, zwei Wochen unter ähnlichen Bedingungen gelebt. Ich fand die Vorstellung faszinierend, das ein ganzes Jahr durchzuziehen. Die Herausforderungen sind dann natürlich ganz andere. Die psychische Belastung ist deutlich höher.

Wie wirkt sich das Bewusstsein, „nur“ in einer Simulation zu leben, auf den Alltag aus?
Ich glaube, sich darüber zu viele Gedanken zu machen, ist eher schädlich für die eigene Motivation. Irgendwann spielt es keine Rolle mehr, ob es eine Simulation oder die Wirklichkeit ist. Die Simulationsbedingungen sind so wie die Bedingungen auf dem Mars – und es ist irrelevant, ob das tatsächlich die physischen Bedingungen sind oder die „Spielregeln“. Wenn man das als Simulation oder als Spiel betrachtet, hat man auch nicht die richtige Einstellung dazu; dann neigt man eher dazu, auch mal abzubrechen, weil man eben keine Lust mehr hat auf das „Spiel“. Für uns war es eine Mission – unsere Mission – und unser Ziel war es, das komplette Jahr zusammen durchzustehen – egal, wie man es bezeichnet. Aber als etwas, das nicht real ist, haben wir das Ganze nie betrachtet. Ich kann Ihnen auch versichern, die psychische Belastung ist sehr real gewesen.

Gab es dennoch Momente, in denen Sie für einen Augenblick vergessen haben, dass Sie nicht wirklich auf dem Mars sind?
Nein, das wäre ein bisschen übertrieben gesagt. Uns war schon die ganze Zeit bewusst, dass wir tatsächlich noch auf der Erde sind. Ich meine, der Himmel war blau, und uns war auch klar, dass wir, wenn wir rausgehen, ohne den Raumanzug anzuziehen, nicht gleich sterben würden. Aber die Isolation von Familie und Freunden, die Entfernung zur restlichen Menschheit und unserem normalen Leben war tatsächlich sehr real – ähnlich wie auf dem Mars. Irgendwann macht es keinen Unterschied mehr, ob die Entfernung zum nächsten Menschen 500 Kilometer oder 500 Millionen Kilometer beträgt.

In welcher Art kann man von Simulationen etwas über die Wirklichkeit lernen?
Man muss sich natürlich bewusst sein, dass man in einer Simulation nie alle Aspekte abdecken kann. Das ist aber bei jedem Experiment so, nicht nur bei psychologischen, sondern auch bei physikalischen. Wenn man es hundertprozentig umsetzen wollte, könnte man direkt zum Mars fliegen. Die Teilaspekte,

Christiane Heinicke

ist eine deutsche Geophysikerin. Von August 2015 bis 2016 war sie Teilnehmerin des NASA-Projektes HI-SEAS, das auf dem hawaiianischen Vulkan Mauna Loa das Leben auf dem Mars simuliert. Gemeinsam mit fünf anderen Teilnehmern aus den USA, Frankreich und England lebte die 32-Jährige dafür zwölf Monate lang in einem etwa 300 Quadratmeter großen Habitat, das von der Außenwelt beinahe völlig abgeschnitten war: Die Teilnehmer durften die Kuppel nur im Raumanzug verlassen, jede Kommunikation war um 20 Minuten zeitverzögert und Vorräte waren beschränkt und wurden nur alle paar Monate aufgefüllt. So gab es nur haltbare Nahrungsmittel und die Wasservorräte reichten für 8 Minuten duschen pro Woche. Zweck der seit Projektbeginn in 2013 fünf HI-SEAS-Missionen ist ein psychologisches Experiment: Es soll untersucht werden, wie kleine Gruppen von Menschen über lange Zeit auf beschränktem Raum zusammenleben – wie dies bei einer Marsmission der Fall wäre. Über ihre Erfahrungen hat Christiane Heinicke auf SciLogs gebloggt und im März 2017 das Buch Leben auf dem Mars: Mein Jahr in einer außerirdischen Wohngemeinschaft *veröffentlicht.*

die für HI-SEAS relevant waren, waren der Einfluss der Isolation und das Zusammensein mit Menschen auf engem Raum. Die Psychologen nennen das ICE-Environment: isolated, confined and extreme. Dieser Oberbegriff trifft natürlich auch auf andere Gegebenheiten zu, zum Beispiel Überwintern in der Antarktis oder Astronauten auf der Raumstation ISS. Man versucht, die Gruppenzusammensetzung zu untersuchen und die Auswirkungen, die die Isolation darauf hat. Dafür ist es nicht weiter schlimm, wenn die Technik nicht hundertprozentig stimmt oder die Anziehungskraft nicht korrekt ist: Wenn die Gruppe schon unter vertrauten, irdischen Bedingungen nicht zusammenpasst, dann bekommt sie unter den veränderten, marsianischen Bedingungen erst recht Probleme.

Wie sehr hat die Erfahrung Sie verändert?
Zumindest haben sich meine Eltern oder meine Freunde bisher nicht beschwert, dass ich einen Knacks wegbekommen habe. *(lacht)* Wobei mir schon aufgefallen ist, dass ich deutlich stressresistenter geworden bin. Es ist extrem schwer geworden, mich in irgendeiner Form aus der Ruhe zu bringen und ich denke, das ist ein Unterschied zu vorher. Wenn heute ein Zug Verspätung hat oder ich meinen Anschluss verpasse, dann denke ich daran zurück, wie uns mal das Wasser ausgegangen ist, und da ist so ein verpasster Anschlusszug… na ja, da zuck ich mit der Schulter.

Gibt es etwas aus dem Habitat, das Sie vermissen?
Ja! Trotz aller Konflikte haben wir mit unseren Freuden auf sehr engem Raum zusammengewohnt und viele Abenteuer miteinander bestanden oder Probleme gelöst. Das schweißt natürlich ungemein zusammen. Jetzt bin ich mit diesen Freunden teilweise über verschiedene Kontinente verteilt. Mir fehlt es schon, dass ich nicht eben zum Nachbarzimmer laufen und fragen kann: „Hey, wollen wir morgen einen Außeneinsatz machen?“ Noch etwas ist mir aufgefallen, es ist ein bisschen paradox: Man könnte erwarten, dass man sich im Habitat, auf engem Raum, eingeengt fühlt. Tatsächlich war es aber umgekehrt: Als ich zurück nach Deutschland gekommen bin, habe ich mich eingeengt gefühlt. Wenn wir im Habitat zum Fenster rausgeschaut haben oder bei Außeneinsätzen unterwegs waren, konnten wir dutzende von Kilometern weit sehen. Dann komme ich nach Deutschland, gehe zur Haustür raus, und da sind Gartenzäune und andere Häuser; man muss aufpassen, dass man nicht einem Auto vor die Räder läuft. Man kann gerade mal mehrere Meter geradeaus sehen. Der weite Blick auf dem simulierten Mars, auf dem Mauna Loa, der hat gefehlt.

Wie eng ist der Kontakt zu den anderen Crewmitgliedern heute?
Mit drei Crewmitgliedern stehe ich noch in sehr engem Kontakt, wir e-mailen und skypen regelmäßig. Der Kollege aus Frankeich und ich besuchen uns auch gelegentlich gegenseitig. Mit einer anderen Teilnehmerin fahre ich Anfang 2018 zusammen in die Antarktis. Das ist eine Segelfahrt auf einem kleinen Boot, für Forschungszwecke. Das Hauptziel ist wieder psychologischer Natur: eine kleine Gruppe von Menschen auf einem 15 Meter langen Schiff, unter potenziell gefährlichen Bedingungen – die Antarktis ist jetzt nicht gerade für ihr gutes Wetter bekannt. Zusätzlich werde ich noch Messungen am Meereis durchführen. Auf jeden Fall ist es ein Unternehmen, bei dem es ganz gut ist, wenn man die Personen kennt, mit denen man unterwegs ist.

Sie sind vom Fach her Geophysikerin. Wie hat sich HI-SEAS auf Ihre wissenschaftliche Karriere ausgewirkt?
Ich habe vorher vor allem zu Strömungsmechanik und Meereis gearbeitet, bin jetzt aber komplett in die Raumfahrt gewechselt. Mein jetziges Projekt ist daraus entsprungen, dass ich „auf dem Mars“ gelebt habe: Ich arbeite gerade daran, einen Prototypen für ein richtiges Habitat zu bauen. Eines, bei dem es nicht um Simulationen oder Psychologie geht, sondern um die technische Seite: eines, das tatsächlich auf dem Mars funktioniert.

Glauben Sie, dass die Welt hier draußen etwas von der kleinen Welt im Habitat lernen kann?
Auf jeden Fall! Wir sind ja auch einfach nur Menschen. Die Probleme, die wir hatten, sind ganz normale irdische Probleme, nur in extrem konzentrierter Form. Im Büroalltag kann man Arbeitskollegen, mit denen man nicht so gut klar kommt, auch mal aus dem Weg gehen – man hat Feierabend, bleibt übers Wochenende weg, ist im Urlaub. Diesen Abstand hatten wir nicht. Wir waren ständig von diesen ganzen Erfahrungen, unseren Problemen, aber auch unseren positiven Erlebnissen umgeben. Dadurch verstärken sich insbesondere die Probleme. Was wir dadurch gelernt haben ist, wie man mit diesen Konflikten umgeht: Ich habe festgestellt, dass grundsätzlicher Respekt und eine gewisse Toleranz am besten geholfen haben – und dass viele Probleme auf Missverständnissen beruhen. Das respektvolle Kommunizieren, ja, dass man überhaupt miteinander kommuniziert – ich glaube, das ist etwas, was heute Vielen verloren gegangen ist.

Frau Heinicke, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Lara.

Die HI-SEAS IV Crew beim Sushi-Essen.

Studying auf Deutsch

Ob für ein Semester oder ein ganzes Studium: Ausländische Studierende in Deutschland brauchen die deutsche Sprache. Ein Blick auf verschiedene Kenntnisse und studienbegleitende Sprachhilfe an den Thüringer Hochschulen abseits der Großstädte.

von Mici

Für jeden, der an einer Universität studiert, gehören Gespräche in fremden Sprachen zum Alltag dazu: An den Thüringer Hochschulen studieren immer mehr internationale Studierende mit sehr unterschiedlichen Deutschkenntnissen. Wie gut ein Studierender die Sprache seines Gastlandes beherrscht, hängt von vielen Faktoren ab. In manchen Punkten ist es sinnvoll, danach zu unterscheiden, ob die internationalen Studierenden nur ein Gastsemester oder ihr gesamtes Studium in Deutschland verbringen. Doch ist die Einteilung in Gast- und Abschlussstudierende auch in Bezug auf die Sprachkenntnisse sinnvoll oder sind dafür andere Faktoren entscheidend? Die Sprachkenntnisse der Studierenden ausschließlich nach der Dauer ihres Aufenthaltes zu unterschieden, sei aufgrund der komplett unterschiedlichen formalen Voraussetzungen und Qualifikationsziele auf lange Sicht nicht zielführend, erklärt Marcus Hornung, Leiter des International Office der Hochschule Schmalkalden. So sei etwa der persönliche Werdegang des Studierenden ein weitaus bedeutenderer Faktor. Einen Einfluss hat auch der Stellenwert, den Deutschland und die deutsche Sprache im jeweiligen Heimatland haben, weiß die georgische Studierende Salome: „Die internationalen Studierenden, in deren Ländern man auf die deutsche Sprache Wert legt, haben mehr Erfahrungen und bessere Sprachkenntnisse.“ Dennoch lassen sich die Studierenden darin unterscheiden, dass Gaststudierende kaum in die neue Sprache investieren, Abschlussstudierende dafür mehr, da sie auch längere Zeit in Deutschland verbringen.

Diejenigen internationalen Studierenden, die einen Abschluss an einer Hochschule in Schmalkalden, Nordhausen oder Ilmenau anstreben, verfügen in der Regel über gute bis sehr gute Deutschkenntnisse, berichten die Leiterinnen und Leiter der Internationalen Büros dieser Thüringer Hochschulen übereinstimmend. Gaststudierende, die ein oder zwei Semester dort absolvieren, haben zumindest die erforderlichen Grundkenntnisse. Problematischer ist die Situation bei denjenigen, die für ein englischsprachiges Vollzeitstudium nach Deutschland kommen, da dafür keinerlei Deutschkenntnisse erforderlich sind und die Studierenden so teils im universitären, aber hauptsächlich im außeruniversitären Alltag mit Verständigungsschwierigkeiten zu kämpfen haben.

Auf ihren Aufenthalt werden die Studierenden an allen Standorten sprachlich gut vorbereitet und können bei Bedarf zusätzliche Sprachkurse belegen. Prinzipiell sind die Studierenden aber sowieso dazu verpflichtet, die Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang (DSH)

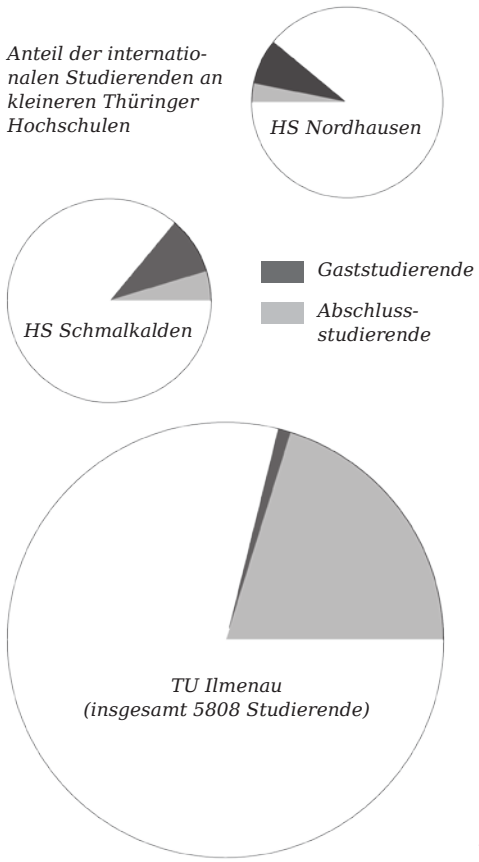
oder den Test Deutsch als Fremdsprache (TestDaF) abzulegen, um an einer deutschen Hochschule in Vollzeit studieren zu können. Für Gaststudierende genügt das Niveau B1, das ihnen von ihrer Heimatuniversität bescheinigt wird. „Da alle ausländischen Studierenden unabhängig von ihrer Herkunft für das Studium an einer deutschen Uni ein DSH- oder TestDaF-Zertifikat benötigen, denke ich, dass wir alle ein ähnliches Sprachniveau haben“, beschreibt Salome die Situation der Vollzeitstudierenden. Marcus Hornung aus Schmalkalden sieht das anders: „Standardisierte Sprachtests sind insofern problematisch, dass sich zum Beispiel zwei Studierende auf gleichem Niveau befinden und trotzdem in einer Gruppendiskussion völlig unterschiedlich verhalten können.“ Dem schließt sich Sophia Siegfried, Leiterin des Akademischen Auslandsamtes der TU Ilmenau, an: „Abschlussstudierende mit Niveau B2 müssen bei uns noch einen Spracheingangstest machen, da diese Sprachgruppe nicht homogen ist. So ist das B2-Niveau am Goetheinstitut in München ein anderes als das am Institut in Bukarest. Das heißt aber nicht, dass in München das Niveau höher wäre – zum Teil ist es sogar eher andersherum.“

Die Hochschulen maßen sich aber nicht an, zusätzlich zu den formalen Immatrikulationshürden und den obligatorischen Sprachtests die Gaststudierenden noch einen weiteren Test an ihrer Hochschule absolvieren zu lassen. Die Verantwortung, einen für den Austausch qualifizierten Studierenden auszuwählen, liegt bei der Entsendehochschule.

Studierendenstatistiken zeigen, dass aus manchen Ländern deutlich mehr Studierende nach Thüringen kommen, als aus anderen. Doch die Hochschulen streben einen Ausgleich zwischen „Geben und Nehmen“ mit ihren Partnerhochschulen an, da auch in den Erasmus-Verträgen diese Balance vorgesehen ist: Man zielt darauf ab, dass die Anzahl der entsendeten Studierenden in etwa mit der der empfangenen Studierenden übereinstimmt. Trotzdem lässt sich eine weltweite Tendenz feststellen: „Die Studierenden orientieren sich nach Westen“, erläutert Sophia Siegfried. So wollen asiatische Studierende nach Russland oder Europa, Studierende aus den USA zieht es nach Australien und die deutschen Studierenden begeben sich hauptsächlich nach Westeuropa und in die USA. Die meisten internationalen Studierenden, die nach Nordhausen, Ilmenau und Schmalkalden kommen, stammen aus asiatischen Ländern. So falle zum Beispiel auf, dass Chinesen oft schriftlich und vor allem in der Grammatik sehr gut seien, aber Probleme bei der Artikulation hätten, erklärt Siegfried. Studierende mit einer romanischen Muttersprache könnten sich dagegen sehr gut ausdrücken, machten dafür allerdings vermehrt Fehler in der Grammatik. Die Sprachfamilie, aus der die jeweilige Muttersprache stammt, beeinflusst das Erlernen der neuen Sprache also erheblich.

Hilfe bei Sprachdefiziten

Neben solchen sprachlichen Differenzen lassen sich manche Probleme, etwa bei Prüfungsleistungen, auf Unterschiede in den akademischen Kulturen zurückführen. So fällt es einigen Studierenden schwer, mit den komplexen Aufgabenstellungen zurechtzukommen oder es mangelt an entsprechendem Fachvokabular. Es macht auch einen großen Unterschied, ob die Studierenden ihre Deutschkenntnisse nur in einem Sprachkurs anwenden müssen oder aber plötzlich vor einem deutschen Professor stehen: „Ich persönlich hatte am Anfang des Studiums viele Probleme mit der Sprache“, erinnert sich Salome, die einen deutschsprachigen Master an der Uni Jena gemacht hat. „Ich konnte nicht vollständig verstehen, was die Professoren gesagt haben, weil sie für mich ziemlich schnell oder mit Dialekt gesprochen haben. Wegen der Sprachschwierigkeiten konnte ich auch an vielen Diskussionen im Seminar nicht teilnehmen – einfach, weil ich mich nicht getraut habe. Es kam auch vor, dass ich die Aufgabenstellungen in Prüfungen wegen der Sprache nicht richtig verstanden habe.“ Auch wisse sie, dass sich viele andere internationale Studierende ebenfalls mit diesen Schwierigkeiten konfrontiert sehen. Die Hochschulen haben allerdings Möglichkeiten gefunden, diesen Problemen entgegenzuwirken, etwa das Hinzuziehen eines Dolmetschers oder die Alternative einer mündlichen statt einer schriftlichen Prüfung. Manchmal lösen sich die Probleme auch von selbst, nämlich wenn sich das sprachliche Defizit durch hohe fachliche Kompetenzen ausgleichen lässt. Der Leiter des Referats für Internationales der Hochschule Nordhausen, Thomas Hoffmann, betont: „Viele der internationalen Studierenden sind fachlich sogar besser als die deutschen Studierenden – und oft auch leistungsbereiter.“ Hierbei lasse sich auch kaum ein Unterschied zwischen Gast- und Abschlussstudierenden feststellen. In Bezug auf die Sprachkenntnisse ist es aber ohnehin sinnvoller, nach der jeweiligen Fachrichtung – statt nach den Abschlussgruppen – zu unterscheiden: Ein Studierender im Bereich der Ingenieurswissenschaften, der sich viele Studieninhalte allein über Bildsprache und Formeln aneignen kann, ist im Schnitt weniger ambitioniert, eine neue Sprache zu lernen, als ein Studierender der Linguistik, für den das Beherrschen der Sprache eine Voraussetzung ist. >>



Für Probleme allein sprachlicher Natur bieten alle drei Hochschulen Unterstützung an, seien es Sprachkurse vor und während des Semesters, Tutorien, Stammtische oder ein Mentorenprogramm, das Unterstützung etwa bei Behördengängen gewährleistet.
Prinzipiell wollen sich die Hochschulen aber nicht nur auf das Einführen in die neue Sprache konzentrieren, sondern zielen auch darauf ab, den internationalen Studierenden die akademische Kultur und fachlichen Standards in Deutschland näher zu bringen. So gibt es an der Hochschule Nordhausen zum Beispiel Kurse in akademischem Schreiben – sowohl auf Deutsch als auch Englisch. „Das Problem bei solchen Kursen ist aber, dass sie von denjenigen angenommen werden, die es nicht nötig haben – und die, die es nötig hätten, kommen nicht“, so IB-Leiter Hoffmann. Denn die Studierenden – und hier gibt es keinen Unterschied zwischen internationalen und deutschen Studierenden – haben oft Schwierigkeiten, sich selbst und in der Folge auch anderen einzugestehen, wenn sie Probleme haben. „Bei den sprachlichen Problemen wenden sie sich meistens direkt an das Sprachenzentrum“, erklärt Keying Yu vom Verein der chinesischen Studierenden und Wissenschaftler/-innen Jena; selten kämen die internationalen Studierenden mit sprachlichen Problemen zu den Hochschulvereinen.

Reger Austausch auf Deutsch

Um psychische Belastungen jeglicher Ursache zu verringern, gibt es an den Thüringer Hochschulen die Möglichkeit, die psychosoziale Beratung des Studierendenwerks aufzusuchen. Dort setzen sich die meisten mit Problemen wie Versagensängsten, sozialer Isolation und dem Kulturschock auseinander. Neben den kulturellen werden auch sprachliche Barrieren als Grund für Vereinsamungstendenzen angesehen, erläutert Stefan Weniger, Mitarbeiter der psychosozialen Beratung in Ilmenau. „Diese Tendenzen liegen aber bei deutschen Studierenden auch vor, werden nur anders interpretiert.“ Prinzipiell handle es sich bei den Internationalen, die die Möglichkeit der Beratung wahrnehmen, hauptsächlich um Abschlussstudierende; für diese sei die deutsche Sprache von größerer Bedeutung als für die Gaststudierenden: „Deren Englischkenntnisse sind manchmal viel besser als ihre Deutschkenntnisse, weil sie in Deutschland nur ein halbes oder ein Jahr bleiben und Englisch für das Alltagsleben und Studium schon reicht“, betont Keying Yu. Diese Ansicht unterstützt Marcus Hornung, IB-Leiter der Hochschule Schmalkalden: „Während auf die deutsche Sprache im Austauschstudium gänzlich verzichtet werden kann, sind solide Englischkenntnisse dringend erforderlich.“
In ihrem außeruniversitären Alltag finden sich die meisten internationalen Abschlussstudierenden trotz neuer Sprache ohne große Probleme zurecht. Vor allem Studierende, die Vollzeit in deutscher Sprache studieren, befinden sich sprachlich auf entsprechendem Niveau, um auch im Alltag problemlos klarzukommen. Gaststudierenden fällt diese Art der Verständigung aufgrund ihres kurzen Aufenthaltes allerdings schwerer. Für das schnelle Lernen einer neuen Sprache ist für beide Abschlussgruppen die Interaktion mit den einheimischen Studierenden sehr wichtig. An den Thüringer Hochschulen abseits der größeren Städte ist der Kontakt auf jeden Fall vorhanden: „Vor allem in den größeren Studiengängen oder dort, wo es keine größeren Gruppen derselben Herkunftssprache gibt, herrscht ein reger Austausch unter den Nationalitäten – und das auf Deutsch“, berichtet Thomas Hoffmann über die Situation in Nordhausen. Dem schließt sich die Georgierin Salome an: „Ich habe immer meine deutschen Freunde um Hilfe gebeten, wenn ich Sprachprobleme hatte. Ihre Hilfe und der tägliche Kontakt mit ihnen haben eine wesentliche Rolle in der Entwicklung meiner Sprachkenntnisse gespielt.“ Schwierig wird es aber, wenn sich Gruppen mit vielen Studierenden gleicher Herkunft bilden, da diese dann untereinander in ihrer Muttersprache kommunizieren. Abgesehen von dieser Sprachproblematik wird die Gruppenbildung auch in anderen Punkten oft negativ ausgelegt. „Aber man darf nicht vergessen, dass das junge Menschen sind, die zum Teil das erste Mal für längere Zeit von zu Hause weg sind, alles ist fremd, sie haben Heimweh. Das, was ihnen vertraut erscheint, sind die Menschen aus dem gleichen kulturellen Hintergrund wie sie“, so IB-Leiterin Siegfried aus Ilmenau. Dass man sich zusammentue, sei ganz normal: „Man sucht intuitiv den Kontakt zur eigenen Nationalität. Das würden wir genauso tun.“

Zweite Fremdsprache

Sich mit deutschen Kommilitonen über die Studieninhalte verständigen zu können, heißt aber nicht, dass sich die Gaststudierenden, die hier in englischer Sprache studieren, auch im Alltag ohne Probleme zurechtfinden. Deutschkenntnisse zumindest auf A2-Niveau wären hierfür durchaus sinnvoll, stellen aber eine zusätzliche Hürde dar. Denn: „Die Studierenden sprechen neben ihre Muttersprache schon die Studiensprache Englisch und müssten dann noch in die deutsche Sprache investieren. Da stellt sich die Frage, inwiefern das realistisch ist – obwohl natürlich wünschenswert“, betont Marcus Hornung.
Diese Hürde zeigt, dass die Einteilung in Gast- und Abschlussstudierende für das Sprachniveau durchaus von Bedeutung ist. Es ist aber bei weitem nicht der einzige einflussnehmende Faktor, denn auch die Art des Studiengangs, das Engagement des einzelnen Studierenden und der Kontakt zu deutschen Kommilitonen beeinflussen die Sprachkenntnisse maßgeblich. Entscheidend sind auch der Grad der persönlichen Vernetzung und Integration im Gastland sowie die zentrale oder periphere geographische Lage der Heimathochschule – und damit seien die sprachlichen Fähigkeiten „von Person zu Person viel unterschiedlicher, als solche Cluster wie Exchanges und Degree Seeker abbilden könnten“, unterstreicht Hornung. Doch ganz gleich, worin sich die Studierenden voneinander unterscheiden, eines haben sie in Bezug auf ihr Sprachniveau gemeinsam, erklärt der IB-Leiter: „Das Lernen der Sprache endet nicht mit dem Akt der Immatrikulation, sondern entwickelt sich im Laufe des Studiums weiter.“ □

Filial Piety in China Today

China is getting old before it gets rich. Its complex social transformations, such as urbanization, may place filial piety (孝) on new social and cultural foundations.

by Zhe Yan & Stefan

Preference of boys over girls is prevalent in China when it comes to fertility ideals. However, in Lijia, a village in north east China, daughters are considered better than sons. This used to be unusual or even unimaginable, because it might seem counter-intuitive with the general perception that boys are more appreciated as they are expected to continue the family lineage. This change in gender preference indicates how Chinese people today understand filial piety. A decreasing fertility rate would require adult children of both genders to care for their parents regardless of traditional expectations. At the same time, an aging China is causing concerns for the authorities as well as for the public. Along with its socio-economic advancement, the once taken-for-granted expectation of filial piety from adult children towards their parents is undergoing changes.

Filial piety is rooted in Confucian philosophy and is central to its role ethics. It refers to the respect for one's parents, elders and ancestors. In daily practice, it is closely pertinent to the obedience and care for the elderly. Many marriage arrangements in China are still "supervised" by parents today and adult children conform to their parent's preferences for potential partners as a sign of being filial.

Difficult to be filial

When parents are in need of elderly care, adult children would be the ideal candidates for that task – rather than institutions or other private care services, even though this burden inevitably puts much pressure on adult children as they themselves are engaged in different social and family tasks. Elderly care is not based mostly on a rational cost-benefit analysis, but rather on the traditional notion of "raising a son for elder care".

The concept of filial piety has been included in both political discourse and public opinion aiming at social governance by the state, which can be understood from the perspective of welfare provision. Different from well-established welfare institutions in some European countries, China's social security system is still fragmented with regard to both its implementation and the rural-urban dichotomy. There are colossal regional differences embedded in local governments' capacity and economic prosperity. Care, thus, cannot be "universally" provided. Nevertheless, the government understands that it cannot retreat from welfare provision, since that might erode its legitimacy. It has created a public incubator for filial piety to be built into society through mechanisms of both propaganda and regulation. The addressees of these intentions are pushed to conforming to filial piety and must bear the consequences of failing to do so, such as being labeled as "lower quality".

The other side of the coin is that it is becoming increasingly difficult for adult children to provide elder care to their aging parents as China rapidly modernizes. For the one-child-generations, this could mean caring for two parents and four grandparents. China is expecting 25 per cent of its population to be above 60 years old by the year 2030. This has multifaceted implications and affects the current sustainability of many existing social programs. As the world's second largest economy, especially in manufacturing, its labor force is dwindling. The central leaders of China describe a slowing pace of the gross domestic product (GDP) as the "New Normal" and have abolished its draconian one-child policy in 2015. The new two-child policy aims to stimulate population growth. As the one-child generations are now entering their career trajectories, most of them

A wall in Wuhan: "Filial piety is the blood of Chinese people."

still prefer to work in big cities like Beijing and Shanghai. This often leads to a growing number of "empty nest elderly" living alone.

According to a survey conducted by the *China Health and Retirement Longitudinal Study* at Peking University in Beijing, almost a quarter of elderly people live below the poverty line. This is a more serious problem in rural China as many people migrate to cities for work. As a consequence, almost two out of three elderly people there live in poverty, compared to just 11 per cent in urban areas. In describing China's path to individualization, anthropologist Yan Yunxiang chronologically documents China's main developmental stages in relation to the individualization thesis. Under Maoist socialism, socialist citizens preferred their loyalty to the party-state over their filial duties to their parents and family. Nevertheless, family still remained important in providing elderly parents with protection and care. Since the dismantling of the work unit system in the 1990s, when the state took a paternalistic approach to provide fully-fledged welfare to employees, the risk of care has been thrown back to citizens themselves. This raised a new problem, as on the one hand 63 per cent of Chinese people believe that the government should take care of elderly people. Nowadays 71 per cent get at least some government support, according to a survey by the *Center for Strategic and International Studies* in Washington, D.C. On the other hand, most Chinese people strongly reject the idea of an increasing retirement age. The officials often argue that early retirement helps to make room for young workers. But the current retirement age — 55 for women and 60 for men — adds to the demographic burden. As China enacted a program of rural pensions, about 325 million people have been promised retirement benefits. With a low birth rate and relatively high life expectancy of 75.7 years – close to European countries such as Germany (80.8 years) – that could mean that China "gets old before it gets rich". Having realized the indispensable role of family in maintaining its legitimacy to govern, the state must now facilitate public and private forces to invest in elderly care services.

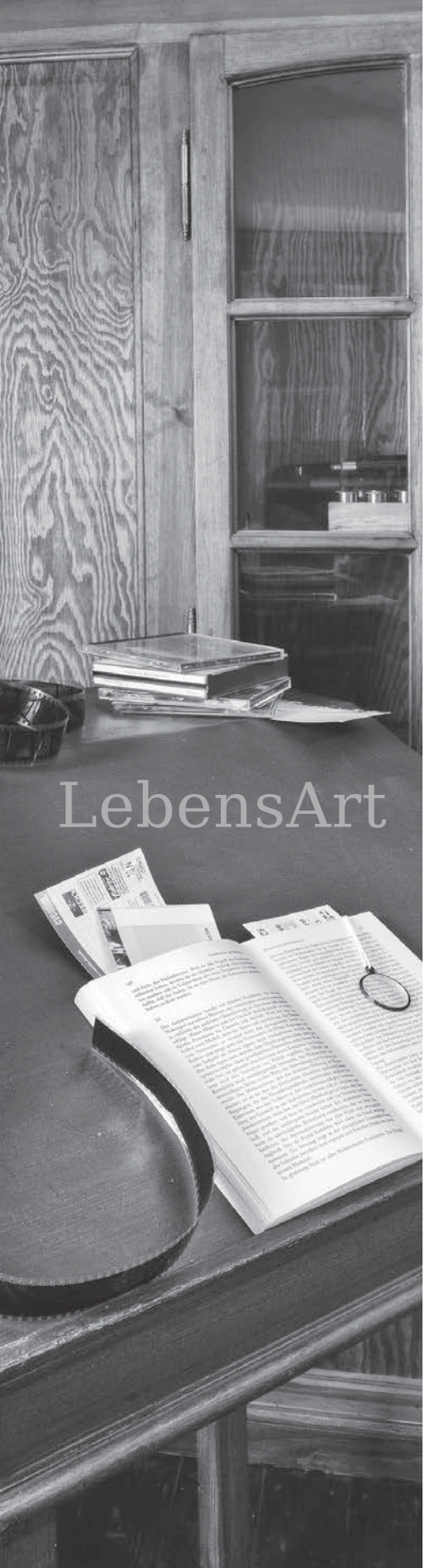
In discussions with some family caregivers and professional care workers in Wuhan, a regional capital with 19 million people in the metropolitan area, it seems that they have a very different understanding of what filial piety stands for today. Absolute obedience is retreating from shared discourse and a more reciprocal dimension is emerging: aging parents now do not take it as a default anymore that adult children will physically care for them. They understand adult children's working pressure and the special status of being the only child, which entails that there is no one to share the care burden. Necessary financial and emotional support and care are now considered part of being filial. Living in an old age home or relying on care workers is gradually becoming accepted by both adult children and elderly. But from conversations with the elderly living there, it seems that they still miss family members and lack the sense of home in institutions. Nevertheless, there are cases with serious diseases such as dementia, where professional care is indispensable and "more public resources are needed", as the *Center for Health Policy Studies* in Zhejiang outlines. In the meantime, missing person cases and the suicide rate among elderly in rural areas increased dramatically.

Working towards a solution

Occasionally, regions such as Shanghai and Hangzhou are starting to act independently from the central government. Since transportation is always an issue, elderly people above 70 are allowed to use public transportation for free. But well-meaning measures cannot solve the problem of an aging society. To address the issue of old age care, the government is promoting a care industry, for example through commercialization and socialization of care by inviting social forces to participate in care provision. But a centrally drafted plan will be interpreted and implemented differently by local governments mainly due to a regionally imbalanced economy. The quality of care will be difficult to streamline. The same logic applies to the discussion of filial piety: social and economic resources would determine to a large extent what kind of care services – if any – the elderly would receive. Being filial is certainly not just a slogan, but it needs to be backed up by something more substantial.

It becomes clear that filial piety is being transformed into care provided by adult children to their aging parents based on the resources at their disposal. It is negotiated and performed combined with state regulations and social norms. Filial piety needs to be supported by a sound welfare regime, which is still lacking in China. The growing aging population is in need of care, but how to deliver the kind of care that is needed to achieve the intention of filial piety still remains a challenge. The government needs to invest more into its social welfare programs by consolidating the social security network. This might be accomplished through more equal distribution of pension, developing more home and community based care services and devising funds for those family caregivers so that they are more motivated to spend time with the elderly. All that might be easier said than done given China's complex governing structures. But China never lacks miracles, does it? □

Zhe Yan (27) studied in Shanghai, Siena, and Berlin. He is currently researching for his PhD (University of Würzburg) on elder care labor in China's long-term system.



Rezension

Auf den Spuren der eigenen Vergangenheit

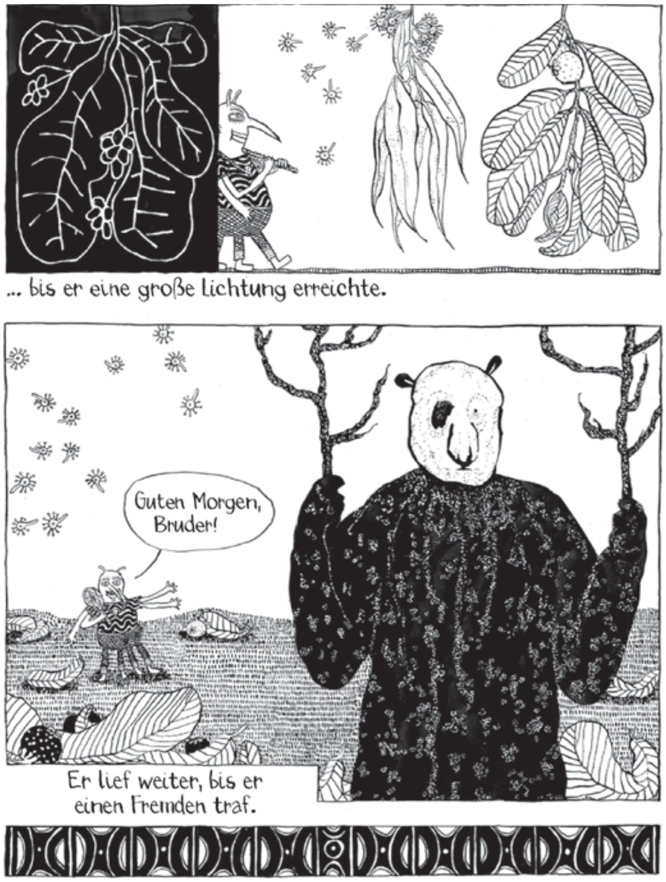
In der Neuauflage ihres Erstlingswerks *Ich weiß* beschäftigt sich die Hamburger Zeichnerin Birgit Weyhe mit der eigenen Vergangenheit, ihrer Heimat und dem Fremdsein.

von Robin

Wie ist es eigentlich, wenn man seine Jugend auf einem anderen Kontinent verbringt? Wenn man „zwischen den Welten“ lebt? Birgit Weyhe wurde in München geboren und wohnte danach mit ihrer Familie unter anderem in Uganda und Kenia. Zurück in Deutschland studierte sie Literatur, Geschichte und Illustration und zeichnete ihre ersten Graphic Novels, in denen sie vorrangig interkulturelle Thematiken darstellt. Ihr zuletzt erschienenes Werk *Madgermanes* behandelt mosambikanische Vertragsarbeiter in der damaligen DDR und wurde mit dem Max-und-Moritz-Preis als bester deutscher Comic ausgezeichnet (siehe *unique* Nr. 76). Auf diesem Erfolg aufbauend wurde nun 2017 ihr älteres Werk *Ich weiß* beim Avant-Verlag im Softcover-Design neu aufgelegt – die Graphic Novel erschien ursprünglich 2008 beim Mami-Verlag. In fünf Kurzgeschichten auf knapp 240 Seiten beschäftigt sich Weyhe autobiographisch mit ihrer Jugend, ihren damaligen Erlebnissen und späteren Reisen nach Afrika. Dabei gelingt es Weyhe, dem Leser einen ganz besonderen Einblick in die damaligen Zustände Ostafrikas und in dessen Gesellschaft zu bieten. Die Künstlerin verbindet ihre persönlichen Erfahrungen mit afrikanischen Legenden und Sagen und mischt Phantastisches und Wirkliches miteinander. Immer wieder werden auch bekannte reale Ereignisse aufgegriffen – wie die Herrschaft Idi Amin Dadas, unter dessen Diktatur in Uganda mehr als 300.000 Menschen umkamen.

Die erste Geschichte, *Chamäleon*, die eigentlich von Weyhes Schulzeit in den 1980er Jahren erzählt, wird von der Katastrophe in Tschernobyl überschattet. So muss sie sich als Kind zum ersten Mal mit der allgemeinen Angst vor weiteren nuklearen Zwischenfällen, dem atomaren Fallout und dem Tod auseinandersetzen. Aus ihrem kindlichen Unwissen heraus entsteht eine aberwitzige Version des Super-GAUs. Trotz der ernsten Thematik bringt die Geschichte den Leser immer wieder zum Schmunzeln, nicht nur aufgrund des Inhalts, sondern auch wegen des besonderen Zeichenstils. Die Panels sind größtenteils in Schwarz-Weiß gehalten und werden an passenden Stellen durch Zierfarben ergänzt. Weyhe beherrscht es, die ernsteren Themen charmant darzustellen: Den vermeintlich simplen und fast schon unscheinbaren Zeichnungen gelingt es, eine dichte Atmosphäre aufzubauen und den Betrachter in eine faszinierende wie auch schwermütige Welt eintauchen zu lassen. Wird die Thematik düster, spiegelt sich dies in der Farbverteilung wieder und der Hintergrund füllt sich schwarz. Charakteristisch für Weyhe: Immer wieder baut sie in die meist gleich großen Panels traditionell ange-

„Die Erwachsenen beschworen immer neue Schreckensszenarien herbei.“



hauchte Symbole und Bilder ein. Auch die mythischen Wesen aus alten afrikanischen Sagen werden in einem ganz eigenen, expressionistisch verspielten Stil dargestellt. Das daraus entstammende Wesen Anansi, eine Spinne mit menschlichen Zügen, wird hier in stark verniedlichter Form mit menschlichem Oberkörper, langer Nase und großen Augen dargestellt. Genau diese kindlich-naiven Bilder sind es, die diese Graphic Novel so einfach zugänglich machen, während sie trotzdem durch die verschiedenen ernsten Thematiken zum Denken und Interpretieren anregt. Der Zeichenstil bleibt über alle Kurzgeschichten hinweg stets konsistent, auch wenn es im weiteren Verlauf der Graphic Novel nicht nur bei Kindheitserzählungen bleibt. Dabei sind die Kurzgeschichten keineswegs chronologisch angeordnet, gehen manchmal aufeinander ein und vermischen sich später mit Sagen und Legenden.

„Schwieriger ist es, wenn wir über unseren jeweiligen Alltag sprechen. Unsere Leben sind einfach zu verschieden.“

Doch gerade Erzählungen von Weyhes späteren Reisen nach Ostafrika geben einen persönlichen Einblick in ihre Gedankenwelt. Die Lebensweise in Europa hat sie deutlich verändert und alltägliche Dinge in Afrika erscheinen ihr nach dem Studium in Deutschland immer fremder. So stellt die Künstlerin fest, dass sie sich immer weiter von der Welt ihrer Jugend entfernt hat. Diese Entfremdung von der damals so vertrauten afrikanischen Lebensart verleiht dem Titel seine Doppelbedeutung: *Ich (bin) weiß* gilt aber nicht nur für die Zeichnerin aus Hamburg, sondern auch für den Leser, dem die afrikanisch-traditionellen Gestaltungselemente stets das Gefühl geben, in jedem Bild etwas Neues und Aufregendes zu entdecken. Gleichzeitig wirken die Abbildungen beinahe befremdlich und vieles ist auf den ersten Blick nur schwer nachfühlbar. Aber gerade diese abstrakten Darstellungen erweisen sich als sinnvoll, um phantastische Erzählungen mit realen Erlebnissen zu verbinden: Sie lassen dem Betrachter Platz zur eigenen Interpretation. □

Birgit Weyhe:
Ich weiß
Avant-Verlag 2017
244 Seiten
22,00 €

Anzeige

Schöne neue Welt?
Gesellschaftskritik im Tectum Verlag

Frederik Weinert

Die Sprache der Rechten

Wie wir täglich manipuliert werden

2018, 280 S., 14,8 x 21 cm,
Klappenbroschur
ca. **17,95 €**
ISBN 978-3-8288-4045-4
ISBN ePDF 978-3-8288-6863-2
ISBN ePub 978-3-8288-6864-9
ca. **13,99 €**

Der Kommunikationswissenschaftler und promovierte Medienexperte Dr. Frederik Weinert deckt die Mechanismen und die Scheinheiligkeit des Nachrichtensystems auf. Als langjähriger freier Journalist durchschaut er die Methoden der angeblichen „Lügenpresse“.

Mit spitzer Feder nimmt Weinert jedoch nicht nur die Medien aufs Korn, sondern uns alle, die wir immer krassere und schrillere Geschichten lesen wollen: Manege frei im Medienzirkus.

Dieser Titel erscheint am 23. April 2018. Jetzt vorbestellen!

Manfred Heuser

Zeitbombe Welthunger

Massengräber, Exodus oder Marshallplan

2017, 418 S., 14,8 x 21 cm,
Klappenbroschur
19,95 €
ISBN 978-3-8288-4036-2
ISBN ePDF 978-3-8288-6761-1
ISBN ePub 978-3-8288-6762-8
ca. **15,99 €**

Beinahe täglich erfahren wir in den Medien, wie viele Menschen seit Jahrzehnten einen grausamen Hungertod erleiden.

Manfred Heuser sucht nach Antworten, indem er den Ursachen des Problems auf den Grund geht und die bisher gescheiterten Konzepte der Weltorganisationen untersucht. Zugleich präsentiert er zukunftsfähige Konzepte, die den systematischen Hunger besiegen und damit weitere Migrationswellen verhindern können.

Ann-Kristin Mull

Ist öko immer gut?

Was Welt und Klima wirklich hilft

2017, 180 S., 14,8 x 21 cm,
Klappenbroschur
18,95 €
ISBN 978-3-8288-3844-4

ISBN ePDF 978-3-8288-6628-7
14,99 €

Wenn wir nur noch „Made in Germany“ kaufen, verlieren dann Menschen in Indien ihre Lebensgrundlage? Und gehen beim Wasser sparen unter Umständen die Rohre kaputt?

Ann-Kristin Mull hat zu Alltagsfragen der Nachhaltigkeit Interviews mit 16 Expertinnen und Experten geführt und die überraschenden Antworten dieses internationalen Forscherkreises zusammengetragen.

Olga Witt

Ein Leben ohne Müll

Mein Weg mit Zero Waste

2017, 280 S., 14,8 x 21 cm,
Klappenbroschur
18,95 €
ISBN 978-3-8288-3843-7

ISBN ePDF 978-3-8288-6629-4
ISBN ePub 978-3-8288-6630-0
14,99 €

Ein Leben ohne Müll ist ein mit vielen praktischen Tipps ausgestattetes Hand- und Mutmachbuch für alle, für Singles, Paare und Familien, die dem alltäglichen Müll Stück für Stück Lebewohl sagen wollen.

Bestellen Sie jetzt versandkostenfrei unter **www.tectum-verlag.de**,
telefonisch (+49)7221/2104-310 oder per E-Mail email@tectum-verlag.de

Tectum Verlag

More real

Das „Echte“ in einem Fernsehstudio nachstellen? Das ist nicht erst seit *Big Brother* ein Thema. In Wissenschaft, Kunst und Unterhaltungskultur wird Authentizitätsproduktion seit den 1930er Jahren geprobt.

von Elisabeth Fritz

Mit der Fernsehshow *Big Brother* wurde an der Wende zum 21. Jahrhundert laut Peter Bazalgette eine neue Ära des Fernsehens eingeleitet, die er auszeichnet als: „more real, real people and real language“ – so pries der damalige Chairman von Endemol UK bei der Royal Television Society Conference von 2001 das neue TV-Format, zu dessen weltweit erfolgreichen Verbreitung er maßgeblich beigetragen hatte. Die paradoxe Behauptung, „mehr echt“ zu sein, bezieht sich auf das, was bisher im Fernsehen zu sehen war, ebenso wie auf die Realität selbst. Denn das „Container-Experiment“, bei dem eine Gruppe ausgewählter Teilnehmerinnen und Teilnehmer über mehrere Monate von der Außenwelt abgeschirmt zusammen lebt und dabei 24 Stunden von Kameras beobachtet wird, schöpft seine Faszination nicht daraus, das alltägliche Leben zu dokumentieren. Es ist vielmehr die künstliche Situation des in einem TV-Studio eigens erschaffenen Settings, in dem vermeintlich „normalen“ Tätigkeiten wie Schlafen, Essen, Duschen oder zwischenmenschlicher Kommunikation ein gesteigerter Authentizitätsanspruch zugeschrieben wird.

Während der Titel *Big Brother* auf die düstere Zukunftsvision einer im Privat- und Arbeitsleben unter permanenter Überwachung befindlichen Gesellschaft aus George Orwells *1984* verweist, hebt das Reality-TV Format diesen Zustand aus dem Alltag heraus – und versetzt ihn in die künstliche Umgebung eines Fernsehstudios. Das Authentische wird hier nicht als etwas verstanden, das in der Wirklichkeit grundsätzlich vorhanden ist und durch die (still und unbeteiligt aufzeichnende) Kamera für die Zuschauenden reproduziert werden könnte. Vielmehr sind es die Artifizialität und Abnormalität der Beobachtungsanordnung, von der man erwartet, authentisches, menschliches Verhalten zu produzieren. Gerade die außergewöhnlichen Bedingungen dieses Zusammenwohnens – die lange Dauer der Beobachtung, das Bewusstsein über deren Permanenz und der dieser Konstellation innewohnende psychische Druck – sollen etwas „Echtes“ bzw. „Echteres“ in den beteiligten Menschen hervorbringen, wie es sich im realen Handeln vielleicht gar nicht zeigen würde. Die Bewertung, inwiefern dieses Versprechen erfüllt wird, bleibt dabei dem Publikum selbst überlassen, das darüber entscheidet, wer zu welchem Zeitpunkt das Experiment verlassen muss bzw. das Spiel am Schluss gewinnt.

Filmproduktion in „Experimentierstudios“?

Seit ihren Anfängen werden filmische Medien von der Vorstellung begleitet, durch Künstlichkeit und lange Kamerabeobachtung einen neuen und spezifischeren Blick auf den Menschen in sozialer Interaktion zu gewinnen. Im 20. Jahrhundert ist diese Idee kontinuierlich in jenen drei Kontexten zu finden, die sich im medialen Sozialexperiment überschneiden: der Wissenschaft, der Unterhaltungskultur und der bildenden Kunst. Bereits 1931, zu Zeiten von Hollywoods „Goldener Ära“, träumt der französische Künstler Fernand Léger in seiner programmatischen Schrift *Über den Film* (*À propos du cinéma*) von der Umgestaltung der Filmproduktionsfirmen zu „Experimentierstudios, wo sich (…) ein ganz neues, zweckentsprechendes Menschenmaterial heranziehen ließe“. Weiter fantasiert er von einem 24-Stunden-Film „mit irgendeinem Paar“, das bei „Arbeit, Freizeit und Liebe“ mit „unerbittlich forschenden Linsen“ aufgezeichnet wird, wobei er als Ergebnis durch die Bloßle-

Craig Gilbert, An American Family, 1971–1973 (PBS/USA). Produktionsfoto: Alan und Susan Raymond filmen die Familie Loud beim Abendessen.

gung des wahren Lebens einen „gewaltigen Schock“ beim Publikum erwartet. Zeitgleich finden sich in den 1930er Jahren erste Verknüpfungen von Sozialstudie und filmischer Beobachtung in den psychologischen Feldexperimenten Kurt Lewins, sowie den Filmen der britischen Dokumentarfilmschule rund um John Grierson. Diese frühen Vertreter setzen emphatische Hoffnungen in das demokratisierende und sozialkritische Potenzial der neuen Medien, die bisher aus der Bildproduktion ausgeschlossene „echte Menschen“ nunmehr sichtbar machen können.

Ein emanzipatorischer Anspruch kann auch in den 1960er und 1970er Jahren gefunden werden, als das für die mediale Aufzeichnung inszenierte Experiment mit „echten“ Menschen in den sozial-psychologischen Studien von Stanley Milgram und Philip Zimbardo seine extremste Ausformulierung im Wissenschaftskontext erhält: Während im Milgram-Experiement (ab 1961) die Versuchspersonen dazu aufgefordert wurden, einem anderen Menschen zur Bestrafung Stromstöße zu versetzen, führte in Zimbardos Stanford-Prison-Experiment (1971) das Spielen von per Los zugeteilten Rollen in einem Gefängnisszenario fast zur gewaltsamen Eskalation. Diese Experimente müssen dabei im Rahmen der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen als der Versuch verstanden werden, menschlichem Handeln unter autoritärer Befehlsgewalt oder Gruppenkonformität auf den Grund zu gehen, was nur in einem stark abstrahierten Labormodell denkbar ist.

Die Inszeniertheit dieser Versuche von Zimbardo und Milgram zeichnet sich nicht nur dadurch aus, dass darin Drehbücher, Requisiten oder Kostüme zum Einsatz kommen; vielmehr ist das gesamte Setting vom beobachtenden Blick einer Kamera her gedacht; das impliziert nicht zuletzt ein gewisses Unterhaltungspotenzial der Aufnahmen. Und tatsächlich besteht ein direkter Bezug zu der im US-amerikanischen Fernsehen bereits seit 1948 ausgestrahlten Sendung *Candid Camera*: Dort erfolgten Experiment und mediale Beobachtung „heimlich“, das heißt ohne Wissen der Gezeigten, die im Alltag auf besonders absurde Situationen reagierten – beispielsweise einen sprechenden Briefkasten. Trotz des vordergründigen Humors verfolgte Allen Funt, der Erfinder der „Versteckten Kamera“, durchaus bildungspolitische Ziele. So sollte durch die Sendung Wissen über Dynamiken und Normen von Sozialverhalten produziert und zur Reflexion von verantwortungsvollem Betragen in der Öffentlichkeit angeregt werden.

Diskurse der Überwachung

Die Medienexperimente der 1960er und 1970er Jahre stehen aber auch im Kontext der durch den Kalten Krieg neu aufkommenden Diskurse der Überwachung, worauf auch Andy Warhol in seinem New Yorker Künstlerstudio Factory kritisch Bezug nahm: In Filmen wie *Sleep* oder *Eat* (beide 1964) zeigt er die titelgebenden banalen Tätigkeiten in einer ans Unerträgliche reichenden Dauer mit bis zu sechs Stunden – und lenkt so den Betrachterblick auf die Materialität des Filmbildes und dessen formale Qualitäten. In den *Screen Tests* (1964–1966) setzte Warhol die Besucherinnen und Besucher seines Studios als „Versuchspersonen“ auf einen grell angeleuchteten Stuhl, vor dem eine starr auf sie gerichtete Kamera stand. Diese zeichnete alle Reaktionen für die Dauer einer 16-mm-Filmrolle (rund drei Minuten) auf, die der Künstler im Anschluss meist mit verlangsamter Geschwindigkeit abspielte. So nutzt Warhol die mediale Observationsanordnung als Verfahren der künstlerischen Produktion. Deren Ergebnisse regen wiederum zur Reflexion über die Bedingungen dieser Form der Authentizitätsherstellung an.

1971 wurde schließlich erstmals eine „ganz normale“ Familie über sieben Monate in allen Lebenslagen für die Produktion *An American Family* gefilmt. Die Sendung sorgte unter anderem deshalb für Diskussionen, da die Ehefrau und Mutter im Laufe der Dreharbeiten beschloss, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. Damit stand nicht nur die Repräsentativität dieser amerikanischen Familie als typisches Identifikationsmodell zur Debatte, sondern vor allem die Frage, ob dieser Handlungsverlauf erst durch die Kamerabeobachtung und das Wissen über das Agieren für einen Publikumsblick zustande gekommen war. Während die bekannte Anthropologin Margaret Mead diese Sendung noch äußerst positiv als eine „new kind of art form“ bezeichnete, sahen die Beteiligten selbst dies bereits anders.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts und im 21. Jahrhundert haben die als Reality-TV zusammengefassten Sendungen den Anspruch auf Sozialengagement oder Aufklärung im medialen Sozialexperiment verloren: Als „Sozialpornografie“, Ausbeutung oder Voyeurismus abgewertet, wird ihnen wenig emanzipatorisches oder avantgardistisches Potenzial zugemessen. Gleichzeitig erfährt das Experimentieren mit eigens für die Beobachtung durch Kameras inszenierten Situationen wieder zunehmende Beliebtheit in der Gegenwartskunst, etwa bei Künstlerinnen und Künstlern wie Danica Dakić, Aernout Mik, Phil Collins oder Omer Fast. Sie setzen bewusst auf Spektakularität und Künstlichkeit als ambivalente Strategien der Sichtbarmachung von „echten Menschen“. Anders als die Fernsehformate fordern diese jedoch ein, dass die Betrachtenden sich mit den Produktionsbedingungen des authentischen Bildes auseinandersetzen – und mit den Hintergründen des Bedürfnisses nach etwas „Echterem“. □

Elisabeth Fritz

ist wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Kunstgeschichte der FSU Jena. Ihre Dissertation wurde 2014 unter dem Titel Authentizität – Partizipation – Spektakel. Mediale Experimente mit „echten Menschen“ in der zeitgenössischen Kunst *im Böhlau-Verlag publiziert.*

Kontakt: elisabeth.fritz@uni-jena.de

Schein auf der Leinwand

Kino – das sind 24 Welten pro Sekunde. Es ist der Ort, an dem Fiktion real wird und die „reale“ Welt als Schein und Trug erscheint. Kino, das ist das Spielen mit und das Entfesseln von Scheinwelten – und das Nachdenken über sie, sei es im Film selbst oder im Saal.

von David

Sherlock Jr.

(Buster Keaton: USA 1924)

Ein armer Filmvorführer verliebt sich und träumt bei seiner Arbeit vom Kino… Die Selbstreflexion des Mediums Film war 1924 schon ein alter Hut, doch Komödien-Star Buster Keaton gehörte zu den ersten Filmemachern, die – lange vor *Inception* – die Scheinwelt des Kinos mit der des Traums verknüpften. Das passiert zunächst wortwörtlich holprig, wenn der traumwandelnde Filmvorführer in die Leinwand seines Kinos springt und unter Lebensgefahr durch eine rasante Schnittfolge von Bildern mit unterschiedlichen Settings stolpert. Dann wird er vom schüchternen Nobody zum glamourösen Detektiv, der im Handumdrehen Fälle löst und im Sturm seine Angebetete erobert. Nach dem Aufwachen ist der Filmvorführer immer noch Filmvorführer – hat aber viel von seinen Erfahrungen „drüben“ gelernt.

Last Action Hero

(John McTiernan: USA 1993)

In *Last Action Hero* findet der Teenager Danny nicht über Träume, sondern mit einer magischen Kinokarte Eingang in die Filmwelt seines Lieblingsactionhelden Jack Slater: Ein Ort, in dem ständig etwas explodiert, Pistolen nicht nachgeladen werden müssen und der Auftragskiller sich immer im Kleiderschrank versteckt. Als einige fiktive Figuren über Dannys magische Karte einen Weg in die reale Welt finden, kommt Jack Slater allerdings mit den wesentlich strengeren physikalischen Gesetzen der Realwelt nicht klar. Realität und Illusion können voneinander lernen, sollten aber doch sicher getrennt bleiben, so die Quintessenz am Ende.

The Red Shoes

(Michael Powell, Emeric Pressburger: UK 1948)

Scheinwelt und Realität strikt getrennt zu halten ist dem leidenschaftlichen Ballett-Intendanten Lermontov nicht genug: Gefühle, Liebschaften und überhaupt alles, was nicht für die Kunst da ist, sollte nach ihm völlig verbannt werden. Mit Hilfe der neuen Tänzerin Victoria will er das ultimative Ballett nach den Motiven von Hans Christian Andersens *Die roten Schuhe* inszenieren. Seine fanatische Obsession um die Inszenierung des Stücks wird drastische Folgen für die reale Welt der Ballettkünstler haben. *The Red Shoes* des britischen Ausnahme-Filmemacherduos Powell & Pressburger sieht mit seinen leuchtenden Technicolor-Farben nicht nur fantastisch aus, sondern ist auch eine emotional aufwühlende Kritik künstlerischen Wahns: Kunst (sei es Ballett oder Film) ist gefährlich – einmal erschaffen, kann sie zurückkommen und jeden auffressen, der im Weg ist.

Knightriders

(George A. Romero: USA 1981)

Die Knightriders sind eine Truppe von Schaustellern, die mittelalterliche Lanzenkämpfe austragen – in mittelalterlicher Rüstung, aber auf Motorrädern. Im Post-Vietnam- und -Watergate-Amerika sind sie Aussteiger, die ihre Show nicht als Beruf sehen, sondern als eigenen Lebensstil – gegen Kommerz, Gewalt und Ausgrenzung. „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ – und so „spielen“ sie ihr richtiges Leben eben selbst, bleiben auch nach Ende ihrer Aufführungen Ritter und leben zusammen als wandernde Kommune. Doch Nazi-Rocker,

IN DER REPUBLIK DES GLÜCKS

Ein unterhaltsamer Abend in drei Teilen von Martin Crimp

Am 01.02., 03.02., 22.02., 24.02.2018, 20 Uhr, Hauptbühne

SPIELZEIT 2017 / 2018 – ES SCHWINDET SCHON DIE NACHT
WWW.THEATERHAUS-JENA.DE KARTENTELEFON +49 3641 8869-44

Anzeige

prügelwütige Polizisten und geldgierige Business-Agenten bedrohen die fragile Scheinwelt der Ritter auf Motorrädern. George Romero reflektiert, feiert (und kritisiert) in diesem oft übersehenen Meisterwerk auch seinen eigenen Status als radikaler, unabhängig schaffender Autor-Regisseur, der sich eine eigene Welt außerhalb des Mainstreams aufbaut.

F for Fake

(Orson Welles: Frankreich / Iran / Bundesrepublik Deutschland 1973)

Orson Welles, der mit einem Pseudo-Radiobericht von einer Alieninvasion (*War of the Worlds*) und einem Pseudo-Biopic über einen Medien-Tycoon (*Citizen Kane*) berühmt wurde, widmet sich in seinem experimentellen Filmessay den Magiern, Betrügern, Hochstaplern, Falschbiografen und Kunstfälschern – Kreative, deren „falsche" Werke eine solche Eigendynamik entwickeln, dass sie „wahr" werden. Es sind Kunstexperten, Kritiker, Produzenten, Marketingstrategen und meist auch kommerzieller Erfolg, die bestimmen, was als „Sein" und was als „Schein" gilt. Das Werk (sei es eine Kathedrale, ein Film oder ein Gemälde) bleibe aber immer bestehen, meint Welles in seiner radikalen und auch gegen sich selbst gerichteten Kritik des Künstlerkults. Sein spielerisches Denken über Schein-und-Sein-Doppelungen wirkte für viele Filmemacher inspirierend, und man kann dessen Spuren etwa im Geldfälscher-Thriller *To Live and Die in L.A.* finden, oder auch in dem folgenden Film:

Copie conforme

(Abbas Kiarostami: Frankreich / Belgien / Italien / Iran 2010)

Treffen sich eine französische Antiquarin und ein britischer Experte für Kunstfälschungen in der Toskana, lernen sich kennen, kommen sich langsam näher – und steigern sich rauschhaft in eine Art Vorspiel, indem sie ein entfremdetes Ehepaar auf Hochzeitsjubiläumsreise spielen. Oder sehen wir als Zuschauer eigentlich gerade folgendes: Reist ein entfremdetes Ehepaar nach Italien, versucht dort, mit einem Rollenspiel seine Ehe wieder aufzupeppen – bevor die beiden wieder in den alltäglichen Ehezwist verfallen... Als würde ein Schalter umgelegt werden, ändern beide Protagonisten mitten im Film ihr Verhalten. Die „Lösung" des „Rätsels" – welches der beiden Szenarien ist „real"? – ist letztlich irrelevant, denn „gespielt" sind letztlich alle Varianten.

eXistenZ

(David Cronenberg: Kanada / UK / Frankreich 1999)

„Body horror", das Subgenre, das der Kanadier David Cronenberg mit prägte, ist gewissermaßen die Sichtbarmachung von Scheinwelten mittels grotesker Körperdeformationen und -mutationen. Der Körper wird dabei indirekt durch extreme sexuelle Fantasien, gesteigerte Paranoia oder obsessiven Videokonsum verändert – im konkreten Fall von *eXistenZ* vereinigen sich Körper, Geist und (Schein-)Realität unzertrennlich in einem High-Tech-Videospiel, dessen Konsolen direkt in die Wirbelsäule der Spieler eingepflanzt sind. Eine von ominösen Mächten verfolgte Spieledesignerin und ein Angestellter des Spielekonzerns tauchen in das titelgebende Spiel *eXistenZ* ein, das wie die reale Welt aussieht. Bald wissen Protagonisten und Zuschauer trotz Spiele-Bugs nicht mehr, ob sie sich im Spiel, in der Realität oder gar in einer paranoiden Fantasie befinden.

Welt am Draht

(Rainer Werner Fassbinder: Bundesrepublik Deutschland 1973)

Über zwei Jahrzehnte vor *The Matrix*, der im selben Jahr wie *eXistenZ* in die Kinos kam, konnten westdeutsche Fernsehzuschauer bereits einen Film über simulierte Welten sehen. Statt surrealistischem „body horror" oder Action-Spektakel präsentiert sich der TV-Zweiteiler *Welt am Draht* als astreiner Paranoia-Thriller: Mithilfe eines Computers namens Simulacron-1 wird eine eigene Welt mit menschlichen Bewohnern simuliert. Ein Informatiker, der am Projekt beteiligt ist, gerät in eine mysteriöse Intrige um verschwundene Mitarbeiter, Überläufer aus der simulierten Welt und verheimlichte Nebenprojekte. Budgetbedingt ohne Spezialeffekte und mit nur wenigen futuristischen Dekors inszeniert, zeigt *Welt am Draht* eine nur leicht verfremdete 70er-Jahre-BRD und macht die Verwirrung um „richtige" und „simulierte" Realität umso perfekter.

Midnight in Paris

(Woody Allen: USA / Frankreich / Spanien 2011)

Ein frustrierter amerikanischer Schriftsteller, gelangweilt vom Materialismus seiner Verlobten und seiner Freunde, flüchtet während eines Parisurlaubs nachts in die 1920er Jahre, um mit seinen Schriftsteller-Idolen der „lost generation", unter anderem F. Scott Fitzgerald und Ernest Hemingway, abzuhängen. *Midnight in Paris*, Woody Allens vielleicht bester Film aus seiner „Europa-Phase", handelt von Nostalgie, Eskapismus und dem inneren Bedürfnis, Helden und Idole zu haben. Die Scheinwelt ist wie überhaupt das Kino ein Sehnsuchtsort – für den geläuterten Protagonisten wird die reale Welt schlussendlich der Ort, um seine Sehnsüchte zu erfüllen.

...E tu vivrai nel terrore! L'aldilà

(Lucio Fulci: Italien 1981)

Erfüllung gibt es in Lucio Fulcis apokalyptischem Film *Über dem Jenseits* nicht. Nicht mit einem großen Knall, sondern mit der langsamen Auflösung von Existenz, Zeit, Raum, Körpern, Kausalitäten, jeglicher Vernunft und auch allen Regeln konventioneller Erzähldramaturgie geht die „reale" Welt unter, um dem Jenseits Platz zu machen: Tote stehen wieder auf, Lebende fallen gelähmt um und werden mitten in einer Bibliothek von Spinnen angegriffen, Todesboten mit weißen Pupillen tauchen unvermittelt auf, vertraute Orte verschwinden, Kellertüren münden in das Innere eines Gemäldes. Schließlich entpuppt sich die „Realität" als Scheinwelt und das „Jenseits" als Realität – alle Lebenden waren schon immer tot. □

WortArt

Das fremde Gedicht

An der Schwelle zwischen Romantik und Moderne

von AnneG

Als grundlegende Erfahrung und Bestandteil des Lebens wird nicht nur das Thema Liebe, sondern auch der damit eng verbundene Liebeskummer seit jeher von der Literatur, Kunst und Musik aufgegriffen und künstlerisch verarbeitet. Insbesondere die Epoche der Romantik hat sie zu einem zentralen Bezugspunkt ihrer Werke gemacht und durch Motive der Sehnsucht und Unendlichkeit geprägt.

Die nüchterne Betrachtungsweise sowie das Motiv zeitlicher Vergänglichkeit beider fundamentaler Erfahrungen, wie sie der spanische Dichter und Schriftsteller Gustavo Adolfo Bécquer in seinem hier abgedruckten Gedicht „Rima 64“ vornimmt, streben dieser traditionellen Vorstellung von der ewigen Liebe eher entgegen. Dabei gilt der 1836 in der Hochphase der Romantik geborene Bécquer landläufig immer noch als Inbegriff des sentimentalen, romantischen Poeten. Doch auch wenn sich nach seinem Tod 1870 das Bild eines verträumten, von der Welt entfremdeten Künstlers durchsetzte, zeigen seine Gedichte ein differenzierteres Bild ihres Verfassers, dessen Werk sich nicht so einfach einordnen lässt: „Immer ist er der Romantik einen Schritt voraus, immer bleibt er mit einem Bein vor der Moderne stehen“, beschreibt es Ralf Junkerjürgen im Nachwort zur aktuellen deutschen Ausgabe von Bécquers lyrischem Werk, 2013 im Reclam-Verlag erschienen.

Der Band, der den schlichten Titel *Rimas* (dt. „Reime“) trägt und zu den bedeutendsten spanischen Lyriksammlungen des 19. Jahrhunderts gehört, greift den Themenkomplex Liebe aus der Sicht des Scheiterns auf. „Dime, mujer, cuando el amor se olvida, ¿sabes tú adónde va?“ („Sage mir, Frau, wenn man die Liebe vergisst, weißt du, wohin sie geht?“), fragt das lyrische Ich im Gedicht „Rima 4“ und verweist auf die Vergänglichkeit, ja sogar das Verschwinden der Liebe und auf das Zurückbleiben rein materieller Zeichen, wie sie sich etwa in Tränen ausdrücken. Bécquers nüchterne Vorstellung wird auch in „Rima 64“ deutlich: So gibt er zwar einen Einblick in das emotionale Seelenleben des lyrischen Ichs, doch gleichzeitig ironisiert er die idealisierte, traditionelle Vorstellung und Sehnsucht nach ewiger Liebe und deren Bewahrung im Trennungsschmerz. Anstelle dessen setzt er eine realistische Sichtweise, die auf die Gesetze von Zeit und Materie abzielt – und so eher dem Ausspruch Voltaires entgegenkommt, dass die Zeit alle Wunden heilt. □

Gustavo Adolfo Bécquer:
Rimas – Reime (Spanisch/Deutsch)
herausgegeben und übersetzt von Christiane & Rudolf Busl
Reclam 2013
303 Seiten
8,80 €

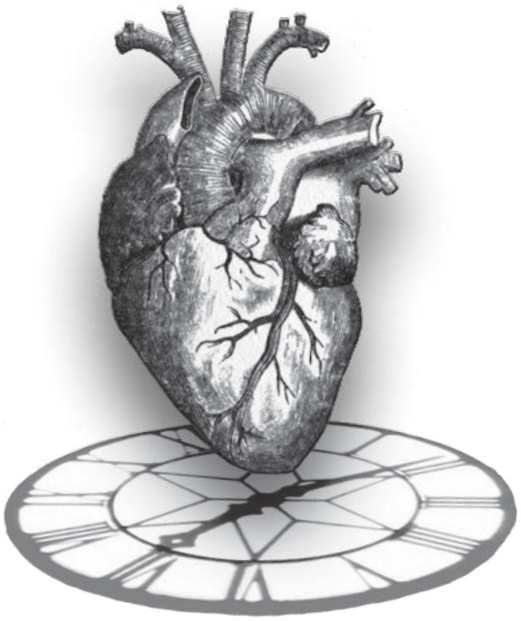
Gustavo Adolfo Bécquer

Übersetzung von Christiane & Rudolf Busl

Rima 64 (LXIV)

Como guarda el avaro su tesoro,
Wie der Geizhals, der seine Schätze hütet,
guardaba mi dolor;
hütete ich meinen Schmerz;
le quería probar que hay algo eterno
beweisen wollt ich ihr, dass etwas Ewiges ist
a la que eterno me juró su amor.
in der Liebe, die für ewig mir schwor ihr Herz.

Mas hoy le llamo en vano y oigo al tiempo
Doch heute ruf ich vergebens den Schmerz, und die Zeit,
que le acabó decir:
die ihn mir nahm, ruft mir zu:
– ¡Ah, barro miserable, eternamente
Ach, du erbärmliches Wesen aus Lehm, nicht einmal
no podrás ni aun sufrir!
ewig leiden kannst du!



Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Reclam-Verlags.

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

Sprachunterricht in Jena und Rom

Unser Redakteur hat in Italien ehrenamtlich ausländischen Kindern die Landessprache gelehrt. Nach einem Besuch bei der Jenaer Kindersprachbrücke vergleicht er die verschiedenen Formen der Sprachvermittlung in beiden Vereinen.

von Francesco

Die Überraschung ist groß, als ich das Büro der Kindersprachbrücke in Lobeda betrete. Bereits räumlich ist die Situation völlig unterschiedlich von der, die ich aus Italien kannte. Zwar befindet sich auch das Büro der Kindersprachbrücke, wie das des Vereins Altra Mente, im Gebäude einer Schule; im Falle des Jenaer Vereins ist dieses aber ein richtiges Büro. Da sind keine Kinder, auch nicht zu hören. Ich sehe nur Mitarbeiter an ihren Arbeitsplätzen, jeder mit einem Computer. Ein ganz normales Arbeitsumfeld, würde man behaupten. Allerdings nicht das, woran ich gewöhnt war.

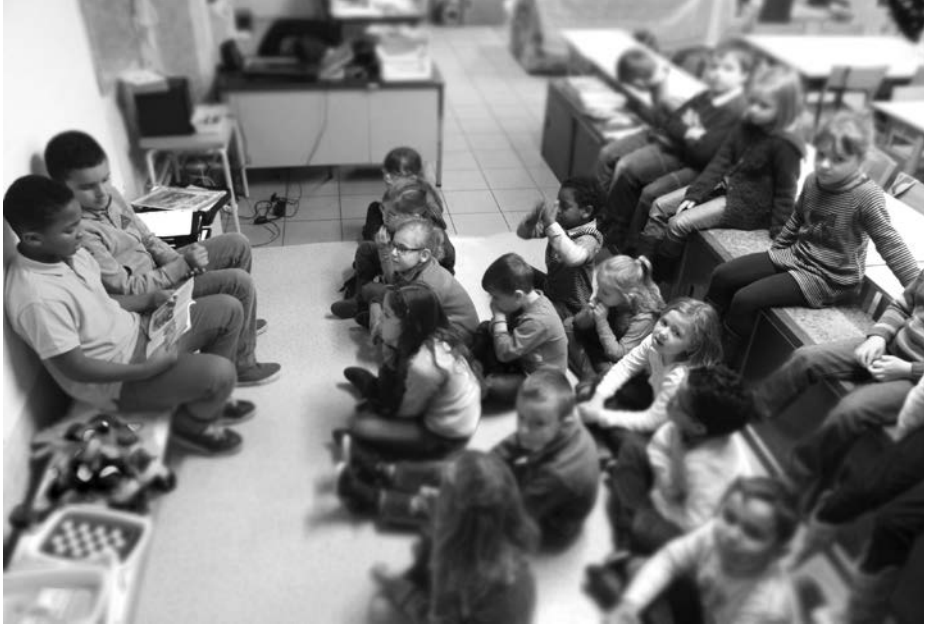
Das „Büro" von Altra Mente in Rom besteht aus einem Tisch mit einem Computer und befindet sich im gleichen Raum, wo ich fünf Monate lang ehrenamtlich Sprachunterricht für die Kinder der Schule gehalten habe, die den Verein beherbergte. Da saßen entweder Alessandra, die einzige bezahlte Mitarbeiterin des Vereins, oder Patrizia, die Vereinsvorsitzende und ehemalige italienische Vizeaußenministerin. Als Pensionärin steckt sie ihre Zeit in die ehrenamtliche Tätigkeit. Ihre hauptsächlich organisatorische Arbeit wurde von der Anwesenheit der Kinder geprägt.

Warum die beiden Vereine so unterschiedlich sind, wird mir im Laufe des Gesprächs mit Anna Uslowa, der Teamleiterin für Sprachförderung und interkulturelle Bildung der Kindersprachbrücke, deutlich: Der eingetragene Verein zählt heute 50 Mitarbeiter, 50 Praktikanten und Ehrenamtliche sowie noch verschiedene Honorarkräfte. Er entstand bereits 2002 mit dem Anliegen, bei der Betreuung neu zugewanderter Kinder in den Bildungseinrichtungen – sei es Kita oder Schule – Spracherwerb und Sozialpädagogik zu verbinden. Zur Zeit der so genannten „Flüchtlingskrise" entstand dann ein unerwartet gesteigerter Bedarf, neu angekommene Kinder in das deutsche Schulsystem zu integrieren. Dieser wurde durch das massive Engagement von Freiwilligen, sowie durch bezahlte Sprachförderkräfte gedeckt. Mit der Zeit stellte sich allerdings heraus, dass trotz der Begeisterung und Einsatzbereitschaft der Freiwilligen noch weitere Vorbereitungen für die Sprachvermittlung nötig waren. Dem sei mit einer Qualifizierungsreihe für Ehrenamtliche begegnet worden, berichtet mir Frau Uslowa. Dadurch konnte die Kindersprachbrücke einerseits dazu beitragen, dass heute an Jenaer Schulen qualifizierte DaF/DaZ-Lehrkräfte die Aufgaben der Sprach- und Kulturvermittlung übernehmen. Zudem hat das Thüringer Bildungsministerium eine eigene Weiterbildung für bereits im Schuldienst befindliche Lehrkräfte finanziert. Die Erfahrung bei der Kindersprachbrücke stellt andererseits für die Lehrer eine Aufwertung ihres Lebenslaufs dar, sodass viele Praktikanten aufgrund dieser Qualifizierung später als Sprachlehrer angestellt werden.

Grenzen beim Lehren

Der hohe Organisationsgrad der Kindersprachbrücke und der Vergleich mit den Effizienzmängeln von Altra Mente erstaunen mich, aber die Probleme, die von dem Jenaer Verein in den letzten Jahren behoben wurden, sind mir bereits bekannt und bei Altra Mente weiterhin vorhanden. Als ich das erste Mal versuchte, Kindern aus den unterschiedlichsten Ländern Italienisch beizubringen, musste ich feststellen, dass es kein Kinderspiel war. Es ist für einen Lernenden nahezu unmöglich, aus einer unstrukturierten Unterrichtsstunde in einer Fremdsprache irgendwelche Kenntnisse mitzunehmen. Um die Lehrstunde aufzubauen, muss außerdem auf die unterschiedlichen Lernprofile eingegangen werden: Beispielsweise werden kleinere Kinder für spielartige Techniken empfänglicher sein, während es bei Jugendlichen manchmal sinnvoll sein kann, den Unterricht etwas „klassischer" zu gestalten. Außerdem braucht man Lehrmaterialien: Lehrbücher, Stereo- und Videoanlage, passende Lehrräume – und wer zahlt dafür in einem Verein, bei dem alles über Ehrenamtliche läuft?

Diese ganzen Schwierigkeiten spornten mich zu einer autodidaktischen Schulung an. Ich fing an, über die gesammelten Erfahrungen nachzudenken und versuchte, mich in die schwierige Situation der Schüler hineinversetzen und diesen zu begegnen. Auf eigene Kosten besuchte ich eine Weiterbildung und schaffte mir einige Lehrbücher an, um den Mangel an passendem Lehrmaterial auszugleichen. All dies ermöglichte mir nach einiger Zeit, Unterricht anzubieten, der qualitativ irgendwo zwischen dem eines unbezahlten Anfängers und dem eines ausgebildeten und bezahlten Lehrers lag. Ich hatte allerdings nach meinem Masterabschluss relativ viel Zeit und Energie, mich dieser Tätigkeit zu widmen, sodass die ehrenamtliche Tätigkeit am Ende zwischen 15 und 20 Stunden in der Woche einnahm – eine Zeit- und Energieverfügbarkeit, die die meisten meiner Kollegen nicht hatten. Daher waren die Unterrichtstunden der



Kinder beim Lernen (Symbolbild)

meisten Ehrenamtlichen anarchisch und wenig vorbereitet und ein Beobachter hätte an ihrer Lerneffektivität Zweifel gehabt. Geringe (wenn nicht ganz ausbleibende) Ergebnisse schädigten die Zuverlässigkeit des Vereines in den Augen der Schulen und der Lehrer, die mit ihm kollaborierten. Folglich standen viele Ehrenamtliche, ich eingeschlossen, vor der Frage, warum man seine Energie in diese Form des Engagements steckt.

Die Sprachvermittlung an Kinder war nicht das einzige Ziel von Altra Mente: Der Verein bot Kindern aller Herkunft auch die Möglichkeit, dreimal in der Woche nach der Schulzeit dort ihren Nachmittag zu verbringen. In dieser Zeit bekamen sie Nachhilfe in allen Fächern. Am Interessantesten war allerdings für mich, dass diese Nachmittage häufig Diskussionen zwischen den Freiwilligen über den im weiteren Sinn politischen Hintergrund ihrer Tätigkeit in Schwung brachten. Die Themen reichten von konkreten Schwierigkeiten, auf die gewisse Schüler – häufig mit ähnlichen Herkunftshintergründen – stießen, bis zu abstrakteren Fragen: Ist der individualisierende und an Selbstständigkeit orientierte pädagogische Ansatz, an dem sich ein bedeutender Teil der europäischen Didaktik orientiert, sinnvoll und in welchen Verhältnis steht er zu den unterschiedlichen Lehransätzen in den häufig nicht-europäischen Herkunftsländern der Kinder? Welche Probleme ergeben sich im Rahmen des Umgangs mit verschiedenen Kulturen, wenn man von der Voraussetzung des Kulturrelativismus ausgeht, der die theoretische Grundlage des europäischen pädagogischen Ansatzes darstellt? Natürliche Fortsetzung dieser Diskussionen waren dann die vielen Vorträge und Seminare, die die Vorsitzende Patrizia am Rande der Lehrtätigkeit regelmäßig organisierte.

Nachmittage, die nicht nur zur Sprachvermittlung, sondern auch zur Integration dienen, bietet auch die Kindersprachbrücke in Jena. Ähnlich wie für den Unterricht ist aber auch dabei der Unterschied zu Altra Mente sehr groß. Ich erfahre, dass, wie im Fall der Sprachkurse, auch an den für alle Kinder offenen „Sprach- und Spielnachmittagen“ alles eher akribisch geplant und durchdacht ist, wenn auch die Sprachförderung nicht explizit, sondern eingebettet in spielerische Aktivitäten stattfindet. Dabei sei es ebenfalls wichtig, dass die Sprachförderkräfte die richtigen Vorkenntnisse besitzen und dass bei diesen Nachmittagen auf die einzelnen Kinder eingegangen wird, betont Frau Uslowa: „Im Fokus steht die Wertschätzung der Familienkultur und das interkulturelle Lernen.“

(Selbst-)Reflexion und Dialog

Die Idee, dass dieses Einbeziehen der Familienkultur eine Lehrvoraussetzung darstellt, erweckt mein Interesse: Wie wäre es, wenn einige Eltern diese Herangehensweise und ihre Auswirkung auf die Erziehung ihrer Kinder für falsch hielten? Diese Frage, die mir vor dem Hintergrund der Diskussionen bei Altra Mente suggeriert wird, wirft viele schwierige Probleme auf. Die Art und Weise, wie Anna Uslowa mit dieser Frage umgeht, erweckt in mir allerdings den Verdacht, dass der pragmatische Ansatz der Kindersprachbrücke wenig Platz für solche „theoretischen“ Probleme lässt. Mit diesem Eindruck verlasse ich das Büro der Kindersprachbrücke.

Ich bin ein Philosoph, ich liebe die Theorie. Das Beste an meiner Erfahrung bei Altra Mente waren gerade die Beschäftigung mit solchen Fragen und das politische Bewusstsein über ihre Komplexität, das seither meinen Umgang mit anderen Kulturen in allen Kontexten prägt. Dazu gehört die Überlegung, dass auch berechtigte Kritikpunkte an vorherrschenden Meinungen und verbreiteter Erziehungs- oder Arbeitspraxis häufig in der alltäglichen „Blase“ nicht erkannt werden. Der wahre Dialog zwischen Kulturen ergibt sich aber nur dann, wenn man in der Lage ist, von seinen Meinungen zurückzutreten, wenn die des Gegenübers sinnvoller sind. Wenn allerdings die Mühe der Reflexion über sich selbst und über die anderen vermieden wird, garantieren der bloße Verkehr mit oder die Nähe zu Personen aus anderen Ländern allerdings keinen Dialog, sondern nur die gefährliche Täuschung, dass einer stattfinde.

Diese Art der Reflexion gelingt Altra Mente sicherlich auch deswegen so gut, weil der italienische Verein nicht die Ressourcen besitzt, um auf die konkrete Weise der Kindersprachbrücke „produktiv“ zu sein. Vor dem Hintergrund einer solchen Erfahrung konnte ich nach dem Besuch bei der Kindersprachbrücke der Vermutung nicht ausweichen, dass Altra Mente, die in allem anderen dem Jenaer Verein offensichtlich nachsteht, doch in ihrer politischen Bestimmung eine kleine, aber wichtige Botschaft enthält. □

„Anne Frank hat sich aus dem Nichts eine ganze Welt geschaffen“

Mirjam Pressler, Kinderbuchautorin und Übersetzerin, spricht mit *unique* über das Tagebuch der Anne Frank als Pubertätsbuch und Unterrichtsgegenstand.

***unique*: Frau Pressler, als bekannte Kinderbuchautorin erreichen Sie viele junge Leser und thematisieren dabei oft ernste Themen, darunter auch den Holocaust. Was kann man jungen Menschen diesbezüglich zumuten?**
Pressler: Das Alter spielt da natürlich eine große Rolle. Aber ich finde, ab 12 oder 13 Jahren geht es nicht mehr ums „Zumuten“. Dinge, die man früher Kindern und Jugendlichen im wirklichen Leben zugemutet hat, können die Kinder der heutigen Generation mit satten Bäuchen und in warmen Zimmern sehr wohl auch lesen.

Einige Ihrer Bücher sind auch Schullektüre. Können solche Bücher, die in der Schule behandelt werden, einen besonderen Einfluss haben und erwächst daraus auch eine spezielle Verantwortung?
Potenziell können sie einen großen Einfluss haben; das hängt allerdings davon ab, was der Lehrer einfordert oder wie er es darstellt. Denn wenn er das Buch gefühllos darstellt, kann er auch keine Gefühle wecken, dann kriegt er vom Schüler seinen Interpretationsaufsatz und fertig. Aber gerade Anne Frank hat immer eine große Rolle gespielt – und zwar nicht deswegen, weil sie ein jüdisches Mädchen ist, sondern weil es ein Pubertätsbuch ist. Wenn ein Erwachsener über Pubertät schreibt – die eigene oder eine fiktive – dann ist es immer gefiltert durch das, was diese Person später gehört und gelesen hat. Anne Frank hingegen hatte keine Zeit, im Nachgang irgendetwas zu ändern. So eine ungekünstelte, offene Art der Pubertätsbeschreibung kennen wir sonst nicht – und ich glaube, das merken die Jugendlichen auch heute noch. Denn im Grunde passiert in dem Tagebuch ja eigentlich nichts. Anne hat es geschafft, sich aus dem Nichts eine ganze Welt zu schaffen, und das hat etwas mit ihrer Schreibwut zu tun, mit der Angewiesenheit auf sich selbst – und damit, dass sie unbedingt eine Liebesgeschichte erleben wollte. Es gab ja nur einen Jungen dort, also war es keine wirkliche Liebesgeschichte. Aber in Annes Kopf war es eine. Was ich allerdings bei der schulischen Auseinandersetzung mit Anne Frank sehr fraglich finde ist, dass es aufhört mit dem Satz „Hier endet Annes Tagebuch“. Dann wird gegenüber den Schülern in der Regel noch erwähnt, dass Anne umgekommen ist, aber nicht mehr wirklich. Die Zeit, die sie danach noch gelebt hat, wird nicht mehr wirklich thematisiert. Das finde ich ein bisschen schade. Dann haben die Lehrer und die Schüler das Gefühl, sie haben etwas über das Dritte Reich gemacht –aber im Grunde ist das nicht so, denn mit dem Ende des Tagebuchs fängt für Anne das Dritte Reich eigentlich erst an.

Vor einigen Monaten wurde eine Graphic-Novel-Adaption von Anne Franks Tagebuch veröffentlicht im Auftrag des Anne Frank Fonds Basel, dem Rechte-Inhaber des Tagebuchs. Was halten Sie davon?
Die Umsetzung ist sehr, sehr gut. Ein Graphic Diary, wie es heißt. Eine wirklich eigene Interpretation, künstlerisch wunderbar gemacht, dem Buch nicht übergestülpt. Und es ist keineswegs nur für Jugendliche, sondern für jeden, der Bücher und Literatur liebt. Natürlich ist es kein Ersatz für das Tagebuch selbst – ein Zusatz vielmehr. Wer sich wirklich für Annes Tagebuch interessiert, der wird Annes Text lesen.

Sie sind eine große Verfechterin klassischer Kinderbücher, nennen etwa Twains *Huckleberry Finn* als Ihr Lieblingsbuch. Wie stehen Sie zu der Frage, historisch belastete Begriffe bei Neuauflagen zu verändern?
Das finde ich, offen gesagt, bescheuert. Man liest ein Buch und weiß, aus welcher Zeit es kommt. Dann muss man auch akzeptieren, dass damals das Wort ‚Neger’ benutzt wurde, was ja vor allem bei *Huckleberry Finn* der Fall ist. Bei Astrid Lindgren sollte aus dem Negerkönig der Südsee-König gemacht werden… ich halte davon nichts. Eher würde ich ein kleines Nachwort schreiben, wie das damals war und aus welchen Gründen man das heute nicht mehr sagt.

Frau Pressler, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Frank.

Mirjam Pressler

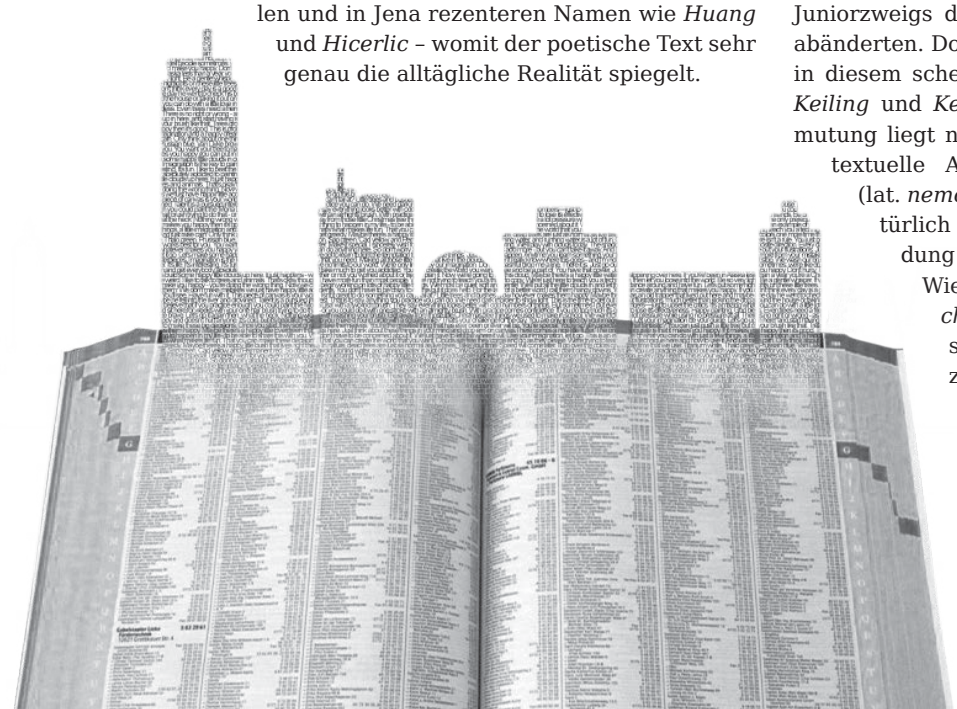
Jahrgang 1940, ist Übersetzerin und Autorin, unter anderem von Kinderbüchern. Sie hat aus dem Englischen, Niederländischen und Hebräischen unter anderem Werke von John Steinbeck, Amos Oz sowie das Tagebuch der Anne Frank ins Deutsche übertragen. Eine Comic-Adaption des Tagebuchs ist bei S. Fischer erschienen.

Kolumne

Heimatliteratur von A bis Z

Die Kolumne dieser Ausgabe nimmt die Publikation der neusten Auflage des Telefonbuchs (Dezember 2017) zum Anlass; eine Kurzbesprechung dieses oftmals verkannten Werks zu liefern, dessen Weiterexistenz mehr und mehr durch den Vormarsch der Mobiltelefonie in Frage gestellt wird. Sein Verschwinden würde jedoch einen herben Verlust für die literarische Szene bedeuten – denn die literarische Bedeutung dieses scheinbar so prosaischen Textes ist nicht zu unterschätzen. Bereits der auf das Wesentliche verkürzte Titel *Das Örtliche* verweist auf seinen Ursprung in der Sphäre der Mündlichkeit und damit auf den ursprünglichen Zweck des Telefonbuchs: die Ermöglichung der fernmündlichen Kommunikation (auch Telefongespräche genannt). Gleichzeitig gibt das anonyme Autorenkollektiv einen klaren Hinweis auf die Verortung des Textes in der *Heimatdichtung* im eigentlichen Sinn des Wortes: Inhalt, Thematik und intendierte Leserschaft sind geographisch klar eingegrenzt. Damit widersetzt es sich der allgemeinen Tendenz der literarischen Internationalisierung und Globalisierung und unterläuft das modernistische Paradigma der Ubiquität. Man kann *Das Örtliche für Jena und Umgebung* nicht einfach mal so nach Paris oder Tokyo transferieren.

Aber wenn auch der Text deshalb aufs Engste mit seiner lokalen Leserschaft verbunden ist, so ist er weder exklusivistisch noch lokal-nationalistisch. Im Gegenteil, der Fokus auf die konkrete Örtlichkeit garantiert eine unvoreingenommene, alphabetisch-demokratische Präsentation der Einträge. So finden sich alteingesessene, urdeutsche Familien wie *Hundertmark*, *Hinz* (und auch *Kunz*) neben eher internationalen und in Jena rezenteren Namen wie *Huang* und *Hicerlic* – womit der poetische Text sehr genau die alltägliche Realität spiegelt.



Bei der Lektüre wird dem Leser auffallen, dass die alphabetische Anordnung der einzelnen Elemente das vorherrschende Strukturprinzip darstellt. Damit erfüllt die anonyme Autorengemeinschaft eines der Hauptanliegen der Heimatdichtung: die Vermittlung von Geborgenheit in einem klar gegliederten familiären Umfeld. Nach A kommt B und dann C – ohne unerwünschte Überraschungen. Diese natürliche Hierarchie ist auch die Voraussetzung für die wahrhaft demokratische Qualität des poetischen Texts, der weder auf Macht, Reichtum oder Herkunft Rücksicht nimmt. So wird ein *Falk von Keisenberg* als Spross einer Adelsfamilie nicht anders als ein *Rainer Kersten* behandelt – nämlich alphabetisch. Es lohnt sich auch die jeweiligen ‚Kommentarzeilen' zu den Namenseinträgen aufmerksam zu lesen. So stellt man fest, dass *Falk von Keisenberg* in Lobeda wohnt (oder residiert?) – jedoch nicht, wie vielleicht vermutet, am *Burgweg*, sondern in der *Liselotte Hermann Straße*, die nach der kommunistischen Widerstandskämpferin benannt wurde. Es sind gerade diese oftmals unerwarteten Kombinationen, die nicht unwesentlich zum Lesegenuss dieses Textes beitragen.

Aber auch die Namen selbst suggerieren einen oftmals vergessenen Schatz von Geschichten: Was steckt hinter der Unterteilung des Geschlechts der Kessler in einen Scharf-S-Zweig (Keßler) und einen Doppel-S-Zweig (Kessler)? Ist die unterschiedliche Schreibweise das letzte Überbleibsel eines ansonsten vergessenen Familienzwists? Liebevoller scheint es bei der Abspaltung vom Hauptzweig der *Kern*-Familie vonstattengegangen zu sein, während dessen Verlauf die Mitglieder des Juniorzweigs den Namen auf *Kernchen* (die ‚kleinen Kerns') abänderten. Doch auch die Weltliteratur findet ihren Widerhall in diesem scheinbar so lokalen Werk: Eingezwängt zwischen *Keiling* und *Keinert* findet sich der Eintrag *Keiner*. Die Vermutung liegt nahe, dass das Autorenkollektiv hier eine intertextuelle Anspielung auf Jules Vernes *Kapitän Nemo* (lat. *nemo* = niemand, keiner) macht. Dieser verweist natürlich wiederum auf Odysseus, der sich bei der Blendung des Zyklopen Polyphemus als Niemand ausgab.

Wie der geneigte Leser feststellen kann: *Das Örtliche* wie auch seine Begleitbände bergen literarische Schätze, die es mit Umsicht und Feingespür zu heben gilt. □

Über die literarischen Qualitäten unseres Telefonbuchs schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Grüße von unterwegs

von Stephan Herold und bexdeich

***unique* around the world**
Diesmal in Córdoba und
an den Victoria Falls

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)
Lara Hartung

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Redaktion:
Annegret Gräfe (AnneG), Belind Hajy, David Leuenberger, Dennis Lay, Frank Kaltofen, Francesco Donini, Heide Moldenhauer, Jacqueline Isabelle Hadasch (Jacky), Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Lea Deubner, Lutz Granert, Martin Repohl, Micaela Speck (Mici), Michaela Meißner (gouze), Quentin Czernin, Rebecca Hadler (bexdeich), Robin Zurwieden, Silvana Gräper, Stefan Wünsche, Tina Kittler, Zsófia Turóczy (Szaffi)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Dr. Elisabeth Fritz, Prof. Dr. Thomas Honegger, Zhe Yan

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 18. Jahrgang
Satz & Layout: Frank Kaltofen, Lara Hartung, Michaela Meißner, Robin Zurwieden, Stefan Wünsche

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelfoto: © Zacharie Gaudrillot-Roy (zachariegaudrillot-roy.com)
Schnappschüsse Seite 16 & Seite 21: © Austen Spanka

Seite 4 (oben): © Cyprien Verseux | S. 4 (Mitte): Zhe Yan S. 5 (oben) & S. 24: © Craig Gilbert, An American Family (PBS/USA). Abgedruckt in: J. Ruoff, An American Familiy. A Televised Life, Minneapolis/London, 2002, S. xxi. | S. 5 (Mitte) & S. 31: flickr User Jyaire | S. 7 (links & rechts): © Erdjka De Valméras S. 7 (Mitte): © JC | S. 8: © NeoTHOMs | S. 12: © „I stand with CEU“ (via Facebook) | S. 13 & 15: © Christiane Heinicke | S. 14: © Carmel Johnston | S. 19: Zhe Yan | S. 22: © Birgit Weyhe / Avant Verlag S. 29: flickr User K Sandberg (Bearb.: M. Meißner)

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung.
Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor.
Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Anzeige

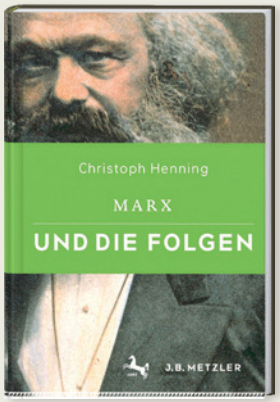
11.03.2018 Erfurt Stadtgarten

26.04.2018 Erfurt Messe

semmel concerts www.eventim.de • ✆ 03641 / 498050

Anzeige

Anzeige



Marx und die Folgen

Gibt es spürbare Folgen in Politik, Wissenschaft und Kultur?

Das Buch ist eine gut verständliche Einführung in das Werk von Karl Marx, mitsamt seiner Nachwirkungen bis heute. Sein Werk wird dabei nicht als ein vergangenes behandelt, sondern als ein theoretischer wie politischer Ansatz, der noch immer – oder heute erst recht – auf provokative Weise Alternativen zum entfesselten Kapitalismus aufzeigen kann. Als „Folgen" von Marx werden daher zum einen unmittelbare politische und akademische Wirkungsgeschichten nachgezeichnet. Zum anderen wird jedoch gezeigt, auf welche Weise sein Denken noch heute Perspektiven öffnen kann – auch im wörtlichen Sinne, etwa im kulturellen Schaffen vieler Künstler/innen und Filmemacher/innen im 20. und 21. Jahrhundert, oder in der Art und Weise, wie Marx heute von neuen Ansätzen in der Ökologie, dem Feminismus oder dem Postkolonialismus neu aufgegriffen wird.

Christoph Henning
Marx und die Folgen
Dezember 2017, 160 Seiten, 16,95 €
ISBN: 978-3-476-02675-0

www.metzlerverlag.de
J.B. METZLER
Part of SPRINGER NATURE

Anzeige

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

5 Vorstellungen deiner Wahl für nur 25 €*

Das Jugend- und Studenten-Abo

GIVE ME *five*

Abos und Infos im Theater:

Gera
Theaterplatz 1
07548 Gera
Telefon 0365 8279105

Altenburg
Theaterplatz 19
04600 Altenburg
Telefon 03447 585160

kasse@tpthueringen.de

Theater&Philharmonie Thüringen
www.tpthueringen.de

*ausgenommen sind Gastspiele und Sonderveranstaltungen und Vorstellungen der TheaterFABRIK und des JugendTheARTerWelt e. V.; nur solange freie Plätze verfügbar